

SONDERNUMMER

DISKUS

MITTEILUNGSBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FORDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

2. Jahrgang — Heft 6 Preis 10 Pfg.

Juli 1952

Verlagsort Frankfurt a. M.

Die Universitäten und Europa

Von August Martin Euler, MdB

Die politische Sendung der Universitäten entspricht ihrer Bestimmung, Stätten des freien Schaffens und freien Lehrens zu sein. Freies Schaffen und freies Lehren hat nur im Rechtsstaate Raum, der seine Macht institutionell selbst beschränkt, um die Sphäre der individuellen Freiheit zu stabilisieren, die der Mensch braucht, um seine geistig-sittliche Wesenheit zu entfalten.

Nur in einem Staate, der die Menschenrechte und die Grundfreiheiten nicht widerwillig schützt, sondern in dem Bewußtsein pflegt, damit das Kernstück der staatlichen Ordnung zum Heile der Menschen zu wahren, die der Gemeinschaft die Lebensimpulse geben, können die Universitäten ihre Bestimmungen entfalten. Deshalb ist von ihnen, wenn sie das Fundament ihrer Bestimmung nicht gefährden wollen, die Aufgabe unablässig, die Lehre von der Freiheit und der Würde des Menschen — und das ist der Kern vom demokratischen Rechtsstaat — zu verkünden. Die Aufgabe umschließt den geistigen Kampf gegen totalitäre Machtssysteme, die den Menschen seiner Freiheit berauben, um ihn zum Objekt staatlicher Allmacht zu machen und ihn damit zum Staats-Sklaven zu degradieren.

Wenn die Lehre von der Freiheit nicht unverbindlich bleiben, sondern lebensbestimmende Kraft für jeden einzelnen gewinnen soll — und nur dann, wenn sie die Gemeinschaft kraftvoll durchdringt —, dann sind die Universitäten als die Glanzstätten junger Geister berufen, den Begabten der Nation in der Zeit ihrer edelsten Aufgeschlossenheit das Erlebnis der Kausalität des Geistes und das der Selbstgestaltung durch Kenntnis in Freiheit zu vermitteln. Die der geistigen Trägheit entspringende Phrase: was soll uns Freiheit?, sie verstummt, wenn begriffen wird, daß dem Menschen als dem Ritter zwischen Tod und Teufel aufgegeben ist, jeden Augenblick im Kampfe mit den Anfechtungen seiner Schwächen die Entscheidung des steilen Weges zu suchen. Wird so das Wagnis der individuellen Selbstgestaltung in Freiheit durchlebt und durchlitten, so entspringt diesem heißen Ringen der unverlierbare Vorsatz, daß Bildung als Geformtsein durch den Geist nur gedeiht, wo Freiheit ist.

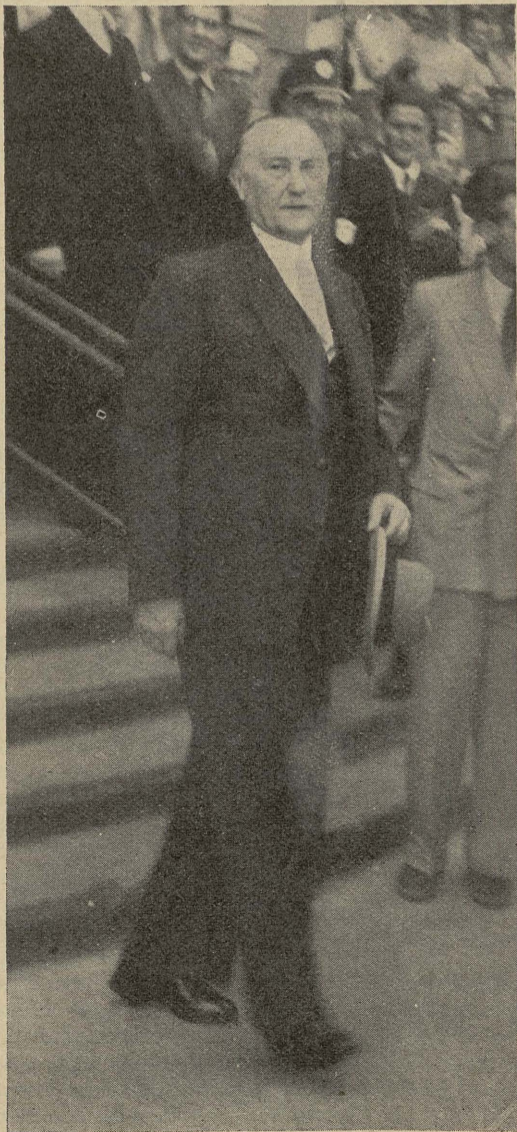
Wer die Freiheit auf diese Weise in jungen Jahren ergriffen hat, der tritt als unverzagter, hochgemuter Kämpfer auf den Plan, wenn er gefragt wird, weil er mit ihr jegliches reines Menschentum gefährdet weiß. Seine Kampfbereitschaft entspringt nicht äußeren Einrichtungen, sondern innerster Überzeugung. Deshalb ist sie der Furcht bar.

Die dem Wesen der Universitäten entspringende Aufgabe, die Lehre von der Freiheit zu künden, umschließt die Forderung der Zeit und der in ihr wirksamen Bedrohung der Freiheit, um die Impulse zur Abwehr zu stärken. Über den europäischen Völkern schwebt die tödliche Gefahr des stalinistischen Machtssystems. Die europäischen Völker werden ihr zum Opfer fallen, wenn sie in nationalstaatlicher Absonderung und Zersplitterung verharren, wenn sie den Zustand balkanischer Zerrissenheit nicht überwinden. Es ist die Aufgabe dieser Jahre der Entscheidung, das bündische Europa politische Gestalt werden zu lassen und zu einer treibenden Kraft der weltumspannenden Gemeinschaft der freien Völker zu machen. Nur auf diesem Wege, durch bündische Zusammenschlüsse, kann die Existenz der europäischen Völker gesichert werden, weshalb nur eine Politik dieser Zielsetzung vom Standpunkt eines jeden dieser Völker als nationale Politik bezeichnet zu werden verdient. Den Universitäten kommt in dieser Zeit die hohe Bestimmung zu, dem werdenden

Europa den Weg zu ebnet. Der lebendige Austausch ihrer Lehren, ihrer Lehrer und Studenten über die nationalstaatlichen Grenzen hinweg steckt in den Herzen der Besten aller europäischen Völker. Das gemeineuropäische Bewußtsein schlägt die Brücken des guten Willens, des Verständnisses über die noch klaffenden Abgründe des Hasses, der Vorurteile und der Ressentiments.

Die europäischen Universitäten müssen Herzstätten eines europäischen Gemeinsinnes werden, der entschlossen ist, mit dem Pfunde der individuellen Prägungen der verschiedenen europäischen Völker zu wuchern, ohne die Volksindividualitäten in nationalstaatlichen Konflikten zu Quellen der wechselseitigen Selbstvernichtung werden zu lassen.

Dieses Europa mit seinen Völkern, voll geistiger Spannkraft und rüstiger Schaffensfreude, ist nicht bestimmt, im Sowjetismus unterzugehen. Es wird als geistige Potenz wie Phönix aus der Asche erneuert und verjüngt den Gefahren dieser Zeit entsteigen, wenn es nur die politische Einheit in Freiheit hervorbringt.



Der Bundeskanzler
bei seinem Besuch der Universität

Gaudeamus, igitur . . .

Wem das Universitätsfest dieser Tage nur im Genuß des Trubels von Sankt Goar und in der hitzetollen Heiterkeit des Balls im Palmengarten bestand, der möge einige tiefe Blicke auch in diese Zeitung tun. Denn er darf gewiß sein, daß er Wichtiges versäumt hat. Zwar ärgern wir uns gern darüber, daß nichts mehr ohne Anweisung und ohne Kommentar vor sich gehen soll, und gerade zu Festen, scheint es, braucht Jugend keine besondere Begründung. Sie ist es sich selbst. Aber die Zeiten sind noch nicht so lange her, da man das Feiern als eines der probatesten Mittel gegen das Nachdenken verordnete. Deshalb sollten wir gewitzigt sein.

Denn es bestehen Ähnlichkeiten zwischen dem „Kraft durch Freude“-Zeitalter und unserem Fest, auf die wir scharf merken müssen, um dem biedereren Rückfall in die Barbarei zu entgehen. Damals predigte man die Gemeinschaft und behauptete, sie durch die Lustigkeit der zur Gemeinschaft Einberufenen herzustellen. Wir wollten auch eine Gemeinschaft feiern. Aber dabei hat sich eine Erkenntnis aufgedrängt, die gar nicht lustig ist. Diese Gemeinschaft benennt sich programmatisch im Namen unserer Hochschule — der Universität. Aber daß dies einmal eine universitas litterarum — und also auch der Literatoren war, das ist für uns nur eine romantische Erinnerung. Keine Fakultät umgreift in ihrem Bezirk auch das Wissen oder gar die Probleme der übrigen. Daß die Schranken zwischen ihnen fallen sollten, ist der Wunsch und das aufrichtige Bemühen vieler Dozenten und auch vieler Studierenden. Und zunächst ist unser großes Fest der Augenblick im Jahr, in dem es zu gelingen scheint, eine Gemeinschaft unter dem ehrwürdig pfiffigen Motto des „Gaudeamus“ herzustellen.

Aber Zusammensein ist noch keine Gemeinschaft. Die Lustigkeit und die Ausgelassenheit könnten täuschen; ja sie könnten sogar beweisen, daß jene gemeinsame Lust nur dann noch möglich ist, wenn der Ernst radikal beiseitegeschoben wurde. Die Kultur, von der Seine Magnifizenz in der Festrede am vergangenen Freitag sprach, äußert sich nicht nur in den gesellschaftlichen Formen, die als Minimum auch an solchen Festen bestehen bleiben. Sie tritt hervor in der Fähigkeit, auch in der Ausnahme solcher Feste mit der Welt in Kontakt zu bleiben. Ihre Ausgelassenheit ist ein Spott auf den verbissenen Ernst, dem die Theoretiker, die Akademiker alle mitsamt, durch ihr schwieriges Verhältnis zu der berühmten Lebenspraxis verfallen sind. Aber dieser Spott kann ohnmächtig, er kann überlegen sein. Überlegen wird er nur, wenn das Verhältnis zur Praxis der übrigen Welt nicht einen Augenblick verloren geht, und wenn die Aufgaben, die zu überdenken sie uns stellt, aus gemeinsamer Anstrengung weitergebracht wurden. Dem Allgemeinen Studentenausschuß unserer Universität wollen wir darum unseren Dank sagen, daß er diesen besonderen Charakter unseres Festes begriffen und aus ihm ein Programm gemacht hat, das die Hochschule vor ihrem Land und ihrer Stadt als ein wirkendes geistiges Zentrum erscheinen läßt. Den Kanzler unserer Bundesrepublik ans Katheder zu bringen, damit er die akademische Jugend auf die Größe ihrer künftigen Verantwortung hinweise; deutsche und französische Politiker auf nichtdiplomatische, die Idee Europas und das deutsche Nachdenken über sie fördernde Äußerungen zu verpflichten — das ist selbst ein Stück praktische Politik, und der Hinweis Seiner Magnifizenz auf die engere Verbundenheit und sogar gegenseitige Abhängigkeit zwischen heutiger Politik und der Arbeit der Universitäten hat dabei sehr klar werden lassen, wie sehr die Zeit des weltfremden Gelehrten vorüber und die des politisch bewußten und auf seine besondere Weise sehr benötigten Wissenschaftlers die unsere, uns zu höchst verpflichtende ist.

Wer also geglaubt hat, dies Juniende sei ein von allem andern abgelöstes Gaudeamus gewesen, dem setzen wir vors nächste Wort ein Komma und deuten das „igitur“ auf neue Weise. Vielleicht haben manche den Unterton herausgehört, den der Bundeskanzler seiner Interpolation des folgenden Textes: „weil wir jung sind“, gab. Weil nämlich diesmal das Jungsein in eins geht mit einer neuen Möglichkeit für den Akademiker, etwas für die Planung des künftigen Europas und einer besseren Gesellschaft zu tun. Diesmal ist Jugend mehr als Trunkenheit ohne oder auch mit — Wein. — Igitur . . .

G. Selber

Informations

104 Bibliothek

Stadt u. Universitäts

Der Bundeskanzler sprach zu Studenten

Wir bringen anschließend den Text der Reden, die S. Magnifizienz, Prof. Dr. Horkheimer und Bundeskanzler Dr. Adenauer am Montag vormittag in der Aula hielten.

Den Augenblick, in dem ich Sie Herr Bundeskanzler namens der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt feierlich begrüße, darf ich als symbolisch betrachten. Daß Sie, trotz einer Last an Arbeit und Verantwortung, die selbst von Ihrer unerschöpflichen Kraft das Letzte fordert, hier erschienen sind, zeugt dafür, daß Sie dem Verhältnis zwischen der obersten politischen Exekutive der Bundesrepublik und den deutschen Hochschulen eine Würde und Bedeutung zusprechen, die weit hinausgeht über das traditionelle Maß. In der Tat darf man wohl sagen, daß

Staat und Universität heute in höherem Sinne als je zuvor aufeinander verwiesen

sind, und darum glauben wir, in Ihrem Besuch keinen bloßen Akt der Repräsentation erblicken zu dürfen. Daß die gewalttätige und äußerliche Eingliederung, wie sie das Dritte Reich betrieb, und wie sie bloß den blinden Konkurrenzkampf der Mächte des öffentlichen Lebens verdeckte, getilgt ward, und daß die Hochschulen sich wieder im Besitz jener Autonomie befinden, die ihr Lebenselement ist, hat in Wahrheit ihre Verbindung mit dem Staatswesen nicht geschwächt sondern gestärkt. Denn eine solche Verbindung ist möglich nur aus Freiheit und Vernunft, nicht aus Zwang und Dumpfheit. Vernunft aber lehrt, daß heute nicht mehr, wie im 19. Jahrhundert, Universität und Staat unter bloß formalen Rechtsgarantien nebeneinander existieren können, und im Zeichen der Freiheit wird die innige Wechselwirkung sich entfalten, die wir erhoffen und voraussehen, und die durch Ihre Anwesenheit versinnbildlicht wird.

Nicht bloß äußerlich, bei der Lösung der ungezählten, überaus schwierigen Aufgaben der Rekonstruktion sehen sich die Universitäten auf den Staat verwiesen. Die sam ansteigende Vergesellschaftung und Durchorganisation aller Lebensprozesse hat die notwendige Konsequenz, daß gesamte historische Entwicklung vielmehr, die unaufhaltende Universität, bei aller Autonomie und gerade um des Schutzes dieser Autonomie willen, Halt sucht am Staat und an den Menschen, in deren Hände die Verfügungsgewalt gelegt ist. Dies darf um ich um so ruhiger einbekennen, als unsere Universität nicht bloß wie die andern deutschen Hochschulen der Pflege des Landes sich verdankt — wir sind stolz darauf, die größte Universität in Hessen zu sein — sondern aus dem Willen von Bürgern der Stadt Frankfurt hervorgegangen ist, von der sie nach wie vor, gemeinsam mit dem Land, getragen wird. Wenn wir daher aussprechen, daß die Freiheit der Hochschule ohne die Kraft des politischen Ganzen, sie zu ertragen und zu schützen, undenkbar ist, so steht keine hierarchische Abhängigkeit, sondern ein übergreifender gesellschaftlicher Zusammenhang in Rede.

Dem Gedanken, daß heute die Hochschulen ihrem Wesen nach auf den Staat als den gegenständlichen Träger des gesellschaftlichen Prozesses verwiesen sind, darf ich nun aber den anderen hinzufügen, daß auch der Staat verwiesen ist auf die Universität. Jenes Element der bewußten Entscheidung, das zur Freiheit gehört und das den äußersten Gegensatz bildet zum totalitären Kultus dessen, was nun einmal ist, schließt ein, daß die wichtigsten

Entscheidungen nicht länger aus bloßer Tradition und Erfahrung

erfolgen, sondern der tiefen und genauen Kenntnis dessen bedürfen, worüber zu entscheiden ist. Es ist im gegenwärtigen historischen Augenblick nicht möglich, Leben und Glück des Volkes einem harmonisch sich selbst regulierenden Kräftespiel zu überlassen, weder national noch international. Wie der einzelne um der Entfaltung seiner eigensten Besonderheit willen, deren Gegenteil, das heißt den Anspruch der Allgemeinheit, in sich aufnehmen muß, so kann die nationale Freiheit nach innen und außen nur bestehen, wenn sie das ihr entgegengesetzte

Moment des weitausschauenden Planens

einschließt. Es ist kein Zufall, daß Ihr Name, Herr Kanzler, mit einem der hoffnungsvollsten Pläne der Gegenwart verbunden ist, dem Plan, der den ersten praktischen Schritt auf Europa hin bedeutet. Das Zusammenwachsen aller zwischenmenschlichen und institutionellen Beziehungen zu immer größeren Sektoren, die Kompliziertheit und Undurchsichtigkeit ungezählter Probleme der Gesellschaft und, nicht zuletzt, die Notwendigkeit, das vom Krieg hinterlassene Leiden umfassend und gerecht zu mildern, deuten unabdingbar auf die Methode des Planens hin.

Soll sich aber dies Planen nicht in Reglementierung verkehren, soll es nicht, wie in den totalitären Staaten der Willkür von Diktatoren zufallen, die solange nicht irren können, wie keine Instanz ihnen wagen darf zu widersprechen, und die gerade, weil sie immerzu im Recht zu sein wähnen, um so unaufhaltsamer ins Unrecht sich verstricken — soll dies Planen wirklich dem Ganzen dienen, dann ist seine

Voraussetzung die objektive, verantwortungsvolle, von allen Nebenzwecken reine Erkenntnis,

wie sie sich institutionell in der Hochschule zusammenfaßt. Keine wahrhaft hohe Politik läßt sich mehr denken, deren Verantwortung, als eine des rationalen Planens, nicht selber wissenschaftlich wäre, und die nicht damit, und zwar in allen nur vorstellbaren Gebieten, der Universität

bedürfte, ob es sich um die Vorbildung der Sachbearbeiter, um Gutachten, um beratende Mitwirkung in Regierungs-Kommissionen, oder was immer es sonst sei, handelt.

Bei Erfüllung der Aufgabe, die Menschen zu erziehen, deren die Regierung für ihr Werk bedarf, bei der Vertiefung des Verständnisses für gesellschaftliche und politische Probleme — und Sie wissen, daß gerade die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität ihrer Tradition gemäß diesen



Fragen besondere Aufmerksamkeit zuteil werden läßt — tritt noch eine andere Beziehung zwischen Ihrer staatsmännischen Arbeit und der akademischen Verpflichtung in der Gegenwart hervor. Die Schwierigkeiten, denen die Regierung beim Versuch der Heilung wirtschaftlicher und politischer Schäden auf Tritt und Tritt begegnet, gehen in entscheidender Weise darauf zurück, daß

die lebendige Verbindung mit der geschichtlichen Vergangenheit, mit der machtmäßigen Gliederung Europas und der Welt durch die zwei Katastrophen im Verlauf eines Menschenalters wie abgerissen

ist. Schon die Veränderung vom Zustand Europas vor hundert Jahren, als der Begriff der „Balance of Power“ noch auf ein äußerst nuanciertes, vielgestaltiges, echt pluralistisches Gebilde von Nationen hinwies, bis zu der Formierung zweier feindlicher Staatengruppen, die zum Ersten Weltkrieg führte, war ein Prozeß gewaltsamer politischer Vergrößerung. Inzwischen aber ist die unauf-

Die Rede Dr. Adenauers

Mögen Sie nun hier im Saal sein oder mögen Sie draußen sein! Ich danke Ihnen, verehrte Magnifizienz, von Herzen für die Worte, die sehr freundlichen Worte, die Sie an mich gerichtet haben. Ich danke Ihnen auch für die Auslegung, die Sie meinem Besuch heute bei Ihnen gegeben haben. Ich wollte der Universität Frankfurt und der Stadt Frankfurt einen Besuch abstatten, aber ich wollte darüber hinaus gerade in diesem überaus anstrengenden und schweren Wochen dadurch

meinen Respekt und meine Reverenz vor den deutschen Hochschulen

bezeugen. Meine Damen und meine Herren! Die außenpolitischen und die wirtschaftlichen Spannungen unserer Zeit lassen wohl niemand von uns, sicher keinen, der diesem Kreis angehört, unberührt. Und doch mache ich bei den mannigfachen und vielen Gesprächen, die ich zu führen habe, immer wieder die Erfahrung, daß diese außenpolitischen Spannungen, und sie sind letzten Endes und in Wahrheit auch entscheidend für die wirtschaftlichen Spannungen und für die Lösung der wirtschaftlichen Spannungen in ihrer ganzen Schwere und in ihrer Tiefe, von vielen nicht geahnt werden.

Wir Deutschen sind ein dynamisches Volk.

Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte, der Wiederaufbau Deutschlands in den kurzen Jahren seit 47 hat es gezeigt, daß wir eine große Dynamik unser Eigen nennen. Und das ist gut so. Dynamik ist eine der wertvollsten, ja unentbehrlichsten Voraussetzungen für Aufstieg und Fortschritt. Und dieses dynamische Streben und Handeln, das dem deutschen Volk eigen ist, ist auch ein Zeichen von Kraft und von Jugend. Aber meine verehrten Kommilitonen, allzu starke Dynamik, allzu starkes Denken und Handeln lediglich in dynamischer Richtung birgt auch

haltsame gesellschaftliche Integration, die Abschaffung der Vielfalt im Leben der Individuen und Völker rapide fortgeschritten und der Reiß geht durch die ganze Welt. Die Gestalt Europas um die Jahrhundertwende, ja die von 1933, wird von den meisten nur noch abstrakt, als Wissens-tatsache registriert und nicht mehr im eigentlichen Sinn lebendig erinnert. Wenn dadurch eine vernünftige an Humanität orientierte Politik unendlich erschwert wird, so gilt ein Ähnliches in eminentem Sinn für die gegenwärtige Anstrengung der Universität. Die Generation, die unmittelbar nach dem Krieg ihr Studium aufnahm oder wieder aufnahm, hatte die schrecklichen Jahre selbst und ihre Vorgeschichte noch denkend miterlebt. Die Jugend, die wir heute und in den kommenden Jahren in die Hörsäle aufnehmen, hat davon keine selbständige Erfahrung mehr; sie durchlief ihre Kindheit unter dem Verhängnis selbst. Was ihr an kulturellen Einflüssen aus Familie und Gesellschaft abging, kann nur der ganz erlauben, der die Bedeutung einer behüteten Kindheit für die Entfaltung des Geistes einmal zum Studium gemacht hat. Wie dort im politischen Bereich, so muß hier im kulturellen die Beziehung zu den Gestalten des europäischen Lebens erst wieder durch Lernen erworben werden. Das kulturelle Band, das die Generationen im tief Unbewußten so innig miteinander verband, daß es die Irrlehre von der Erbmasse plausibel machte, ist abgerissen. Woran wir anknüpfen können, um die überaus ernste Desorientierungen im Geistigen zu überwinden, ist der unbeschreiblich gute Wille, die Selbstverleugnung, die Sehnsucht nach der Wahrheit, die unsere Studenten mitbringen. So befinden sich

Politik und Erziehung in analoger Situation

und wenn die Freiheit, für deren Realität die Äußerung jenes guten Willens beredtes Zeugnis ablegt, so lange dauern kann, daß unsere geduldige Arbeit ihre Früchte zeitigt, dann wird die Aufgabe der Politik durch die unbeirrbarsten Kräfte erleichtert werden, die von der Universität ihr zufließen.

Sie, hochverehrter Herr Bundeskanzler, sind sich all dieser Zusammenhänge bewußt, und eben darum gibt uns Ihr Besuch so tiefe Genugtuung und Freude. Wie wenige haben Sie durch Ihre Existenz bewiesen, daß auch ein Mann der Realpolitik, dem niemand den Sinn für konkrete Machtverhältnisse wird absprechen können, sich nicht den heteronomen Gewalten der Realpolitik und der bloßen Macht, zu beugen braucht. Darin sind Sie eines Sinnes mit der Universität, der es obliegt, zu erkennen, was ist, und zugleich vermöge solcher Erkenntnis hinauszugehen über den Bannkreis des bloß Seienden. Sie haben vorbildhaft dem Überfall jener nationalsozialistischen Realisten widerstanden, deren Realismus Deutschland und die Welt an den Rand der totalen Katastrophe trieb. Sie haben, in beispielloser Selbstverleugnung, die äußerste Kraft daran gesetzt, von den Wunden des Geschehenen zu heilen, was nur irgend sich heilen läßt. Sie haben — und das möchte ich hervorheben — zusammen mit Ihren Mitarbeitern, von denen wir ganz besonders einen, Herrn Hallstein, mit Stolz zu uns zählen dürfen, die Frage der deutsch-französischen Versöhnung mit bewundernswertem Ernst neu aufgenommen. Niemand vielleicht weiß besser als wir Geisteswissenschaftler und Philosophen, wie sehr die Geschichte selbst auf jene Versöhnung hindrängt, die sie doch immer wieder vereitelt hat, und wie sehr das Schicksal des Geistes selbst davon abhängt, ob sie endlich gerät. Indem Sie nach dieser Einsicht handeln, bewahren Sie den realen Humanismus, um den es uns allen zu tun ist. Wir danken Ihnen bewegten Herzens, daß Sie an diesem festlichen Tag unter uns weilen.

große Gefahren in sich. Und über diese Gefahren möchte ich Ihnen zunächst einige Ausführungen machen.

Wenn man diese Gefahren nicht sieht, dann wird letzten Endes die in uns wohnende Dynamik uns wieder ins Verderben hineinführen. Dynamisches Streben, Kommilitonen, ist in die Zukunft gerichtet. Aber wenn es nur in die Zukunft gerichtet ist, wird es falsch sein. Das Heute steht auf dem Gestern, und das Morgen steht auf dem Heute. Es gibt nicht nur ein Heute oder gar, wie es die Dynamiker gerne sehen möchten, ein Morgen, sondern es gibt eben auch ein Gestern, daß das Heute und das Morgen stark, ja manchmal sogar entscheidend beeinflusst. Man muß das Gestern kennen, man muß auch an das Gestern denken, wenn man das Morgen wirklich gut und dauerhaft gestalten will.

Der dynamisch eingestellte Mensch, Kommilitonen und Kommilitonen,

vergißt zu leicht und vielleicht sogar zu gern die Vergangenheit,

besonders wenn die Vergangenheit nicht ganz so ist, wie er es jetzt gern haben möchte, und darin liegt, wie ich es eben schon sagte, eine große Gefahr. Denn die Vergangenheit ist; sie ist eine Realität, sie läßt sich nicht

DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung. Herausgeber: Bernard Claudé, Hans Gierschick, Wilhelm Hick, Nikolaus Schultis, Robert Stern. Für die Redaktion verantwortlich: Beate Schmidt, Udo Kollatz, E. W. Lamprecht, Karl-Heinz Liebe, Hans Wilhelm Nicklas.

Kaufmännische Leitung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Müllerstr. 17, Telefon: 77209

Druck: Druckerei Dr. Zühlendorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 51178. Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 77575. Preis des Abonnements bei Postzustellung DM 1,— für ein Semester. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

aus der Welt schaffen und sie wirkt fort, auch wenn man die Augen schließt, um sie zu vergessen. Ich glaube, ich bin der letzte, der predigen würde, man solle den Blick nach rückwärts richten und nicht nach vorwärts. Sehen Sie, Kommilitonen, mich hat ein Geschick nach dem Zusammenbruch 1918 an die Spitze Kölns gestellt, und ich glaube damals durch die Tat bewiesen zu haben, daß es mir an Wagemut nicht gefehlt hat und daß ich den Blick in die Zukunft richtete. Dann hat mich mein Geschick nach einem Zusammenbruch, der unvergleichlich furchtbarer war als der Zusammenbruch des Jahres 1918, nach dem Zusammenbruch 1945, schließlich auf diesen, glauben Sie es mir, entsetzlich verantwortungsvollen Posten gestellt, den ich jetzt inne habe.

Sie kennen die Politik, die ich für Deutschland verfolge, und Ihr Rektor hat sie in seinen Worten geschildert. Sie wissen, daß ich von dem ersten Tage meiner Tätigkeit an unentwegt versucht habe,

den Zusammenschluß Europas in die Tat umzusetzen.

Meine Politik, meine Damen und Herren, mögen meine politischen Gegner mehr oder weniger für falsch halten. Ich möchte betonen, im Grunde genommen weniger. Aber das eine, Kommilitonen, wird mir auch mein politischer Gegner nicht bestreiten können, daß ich das Wagnis nicht gescheut habe. Ich habe versucht und versuche es weiter, Deutschland und die deutsche Politik neue Wege zu führen. Aber gerade darum, weil ich auf diese meine Tätigkeit hinweise, darf ich Sie, Kommilitonen, bitten, über dem Gedanken an die Zukunft nicht den Gedanken an die Vergangenheit einfach auszulassen, sondern den Versuch zu machen, aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen. Wenn ich an das namenlose Elend denke, das zu einem erheblichen Teil durch die Schuld von Deutschen über unser Vaterland und die ganze Welt gekommen ist, dann, Kommilitonen, bin ich empört über die fast einer Glorifizierung sich nähernden Beschreibungen und Schilderungen, die immer wieder in einem gewissen Teil unserer Blätter über die wahrhaft Schuldigen und wahrhaft Verantwortlichen jener Zeit erscheinen.

Die Tatsache, Kommilitonen, daß es möglich war, einen erheblichen Teil des deutschen Volkes auf einen so verhängnisvollen Weg zu bringen, muß in jedem denkenden Menschen ernste, sehr ernste Fragen aufwerfen. Die Frage vor allem, wie das überhaupt möglich war. Man muß sich diese Frage stellen und alle Kraft dafür einsetzen, die Wiederkehr eines so tiefen, eines so verhängnisvollen Falles zu verhüten.

Eine übergroße und ausschließliche Dynamik birgt noch eine weitere Gefahr in sich. Eine übergroße, eine ausschließliche Dynamik macht egozentrisch. Sie läßt einen übersehen, daß

auch andere Völker mit berechtigten Ansprüchen, mit eigenen Gedanken, mit eigenen Anschauungen, mit eigenen Ideen

auf dieser Welt sind. Dynamik, die nicht verbunden ist mit dem Blick in die Vergangenheit und mit dem Blick in die Umwelt, ist sehr gefährlich. Ich habe schon gesagt, daß wir Deutsche infolge unserer dynamischen Veranlagung nur zu gern die Vergangenheit hinter uns werfen und nur in die Zukunft schauen. Andere Völker, meine Damen und Herren, die nicht so dynamisch veranlagt sind wie wir, tun das nicht. Sie denken sehr an die Vergangenheit, oft oder manchmal vielleicht zu sehr. Aber wir müssen die reale Tatsache hinnehmen: sie tun es und sie tun es umso mehr, je stärker sie noch unter den unmittelbaren oder mittelbaren Kriegsfolgen leiden. Auch die weiterblickenden Politiker und Staatsmänner dieser Völker können an der Realität dieser psychologischen Einstellung ihrer Völker nun einmal nicht vorbeigehen. Wir vor allem dürfen nicht in den Fehler verfallen, daß wir einfach das Vorhandensein solcher psychologischer Einstellung bei anderen Völkern entweder gar nicht beachten oder für restlos unberechtigt halten.

Wir müssen, meine Damen und Herren, bei allen außenpolitischen Vorgängen das Mißtrauen der anderen Völker gegenüber dem deutschen Volk als eine Tatsache in Rechnung stellen.

Die einzige Möglichkeit, dieses Mißtrauen, das ein außerordentlich großes Hindernis für den Wiederaufbau und den Wiederaufstieg unseres Volkes ist, hinschwinden zu lassen, ist, diesem Mißtrauen keine neue Nahrung zu geben durch mangelnde Geradlinigkeit unserer Politik. Nur Stetigkeit und Wahrhaftigkeit wird dieses Mißtrauen beiden anderen beseitigen. Worte, Reden, Beteuerungen tun das nicht. Allein das Handeln des deutschen Volkes entscheidet. Diese Beseitigung des Mißtrauens der anderen wird kein Prozeß von heute auf morgen sein, sondern ein langwieriger Prozeß. Was schon für den einzelnen Menschen gilt, daß die Meinungen, die er sich nun einmal im Lauf der Zeit von einem anderen gebildet hat, erst langsam und allmählich sich ändern, das gilt erst recht von den Ansichten und Meinungen und Überzeugungen, die sich in breiten Volksschichten festgesetzt haben. Nichts würde nach meiner Überzeugung einer solchen Entwicklung mehr schaden, einen solchen Prozeß der Überwindung des Mißtrauens mehr schädigen, ja geradezu gefährden als Unklarheit des politischen Verhaltens, wie auch unangebrachtes oder übertriebenes Zögern in der Fällung von politischen Entscheidungen. Wir müssen das Mißtrauen der anderen überwinden, und nur der Weg, den ich eben mir erlaubt habe, Ihnen zu zeigen, macht diese Überwindung möglich.

Daran müssen wir immer denken, vor allem auch in den entscheidenden Wochen, die uns bevorstehen. Wir müssen mit den anderen Völkern zusammenleben, in Frieden und in Freundschaft; allein können wir nicht auf der Welt in Freiheit existieren.

Ich habe, Kommilitonen, von den außenpolitischen Spannungen zu Ihnen gesprochen, die unsere Zeit erfüllen. Sie werden, wie ich bestimmt glaube, vorübergehen und sie werden, wie ich ebenso bestimmt glaube, ohne kriegerische Entladung vorübergehen, wenn nur von allen, die guten Willens sind — das gilt für alle Völker — konsequent und zielbewußt auf die Beseitigung dieser Spannungen hingearbeitet wird. Sie können überzeugt sein, daß das geschieht. Sie können überzeugt davon sein, trotz all der Redereien und des Geschreies über Aggressionsabsichten der Bundesrepublik,

Aber Kommilitonen, eine weitere, und ich glaube, eine noch ernstere Gefahr droht der Menschheit und auch unserem Volke, und das ist

die Gefahr der Vermassung.

Es handelt sich dabei um ein Grundproblem der Menschheit, und damit auch um ein Grundproblem des deutschen Volkes. Absterben der Persönlichkeit bringt Vermassung, Vermassung bringt Verlust der persönlichen Freiheit und die Diktatur. Ich glaube, das ist absolut unabänderlich. Der Verlust der persönlichen Freiheit ist das schlimmste, was dem Menschen widerfahren kann. Der Verlust der Freiheit des einzelnen ist auch das schlimmste, was der Menschheit widerfahren kann, denn der Verlust bringt Abstieg und Niedergang auf allen Gebieten des menschlichen Seins. Ich fürchte, Kommilitonen, wir sind vielmehr von dem Gedanken beherrscht, daß das menschliche Sein sich immer auf der jetzigen Stufe halten werde, daß vielleicht gelegentlich Schwankungen eintreten können, daß aber trotzdem und trotz aller Zwischenfälle die aufsteigende Linie in der menschlichen Kultur und in den materiellen Gebieten des menschlichen Lebens gesichert sei. Ich glaube, daß eine solche Überzeugung durch nichts gerechtfertigt ist, ja, daß sie nur zu leicht einen dazu verleiten kann, falsche Wege zu gehen. Ich wiederhole: die größte Gefahr für die menschliche Kultur erblicke ich in der drohenden Nivellierung und Uniformierung des Menschen und der dadurch eingeleiteten Vermassung. Das Problem der Vermassung, ihre Ursache und ihre Folgen sind in den letzten Jahren von Gelehrten des In- und Auslandes untersucht worden. Das Ergebnis ihrer Untersuchungen und Forschungen ist in sehr lesenswerten Büchern niedergelegt. Aber ich fürchte, in das Bewußtsein breiter Volksschichten ist das Bestehen dieser Gefahr noch nicht gedrungen. Nicht einmal die im Staat und in der Gesellschaft führenden Kreise haben sich meines Erachtens mit dieser Schicksalsfrage genügend befaßt. Sicher, Kommilitonen, sind nicht die notwendigen Konsequenzen daraus gezogen worden.

Es würde falsch sein, anzunehmen, daß diese Gefahr erst durch den letzten Krieg und seine Folgen heraufbeschworen worden ist. Die Gefahr war schon früher vorhanden. Der letzte Krieg hat die Entwicklung nur beschleunigt. Ich darf Sie daran erinnern, daß der Bolschewismus, die härteste Form der Beraubung der persönlichen Freiheit, lange vor dem letzten Krieg das russische Volk ergriffen und überwältigt hat. Gestatten Sie mir, auch darauf hinzuweisen in diesem Zusammenhang, daß der Faschismus in Italien, daß der Nationalsozialismus in Deutschland nicht möglich gewesen wären, wenn nicht eine gewisse Anfälligkeit breiter Volksschichten, auf die eigene Persönlichkeit zu verzichten, vorhanden gewesen wäre.

Die Ursachen dieser Entwicklung, dieser sehr bedenklichen Entwicklung, sind mannigfaltig. Sie sind teils ökonomischer, teils geistiger Art. Es würde den Rahmen dieser meiner Ansprache sprengen, wenn ich im einzelnen darauf eingehen würde. Aber ich kann Ihnen allen das Studium der Bücher, die sich mit dem Problem beschäftigen, dringend empfehlen. Eine Ursache möchte ich besonders hervorheben, das ist

das Überhandnehmen des Materialismus und das Versinken im Materialismus.

Jede Beschäftigung mit geistigen Dingen trägt bei der Ausbildung der Persönlichkeit, aber vor allem gilt das von der Beschäftigung mit metaphysischen Dingen, mit metaphysischen Fragen.

Unter gar keinen Umständen darf die Beschäftigung mit der metaphysischen Seite des menschlichen Seins vernachlässigt werden.

Hierin liegt, liebe Kommilitonen, die Wurzel der Persönlichkeitsbildung, und hier liegen in Wahrheit die unerschütterlichen Fundamente der Persönlichkeit. Es liegt mir so sehr am Herzen, gerade zu Ihnen, Kommilitonen, über diese Fragen zu sprechen. Wir müssen in Deutschland wieder eine Schicht von Gebildeten schaffen. Sicher, Kommilitonen, es ist wahr, nicht die Hochschulen allein können Bildung verschaffen, aber sie sind an erster Stelle dazu berufen. Ich spreche absichtlich von Bildung und nicht von Wissen. Sie sind nicht identisch. Die Bildung steht höher als das Wissen. Bildung kann, das ist wahr, nirgendwo besser entstehen, als auf dem Boden gediegenen Wissens, und darum, ich wiederhole das, sind die Hochschulen in besonderer Weise dazu berufen, wieder eine Schicht von gebildeten Menschen beiderlei Geschlechts heranzubilden. Wissen, meine Damen und Herren, ist auch nicht gleich Fachwissen, und ich denke manchmal, ob der Name universitas eigentlich noch zu

Recht besteht. Und dann, ich will mich jetzt nicht in fremde Jagdgründe begeben, von denen ich nicht allzuviel weiß, Aber meine Damen und Herren,

das Wort Universitätsreform, glaube ich, darf nicht mehr verstummen.

Der Schrei nach ihr darf nicht mehr verstummen, und sie muß in die Tat umgesetzt werden. (Beifall) Kommilitonen, Universitätsreform, und jetzt rechne ich auf Ihren Beifall, schließt in sich Examensreform. Ich habe schon hier und da im letzten Jahr die Möglichkeit gehabt, es aus der Nähe miterleben, was heutzutage von einem Studenten im Examen verlangt wird. Meine Damen und Herren, ich halte das für völlig unrichtig. Spezialisierung und Zersplitterung des Wissens, meine verehrten Kommilitonen, sind eine sehr ernste Gefahr, und es darf nicht dazu kommen, daß sich die universitas umgestaltet in ein Bündel gehobener Fachschulen, die gelegentlich bei den Universitätsfesten zusammenkommen.

Kommilitonen, wenn ich von der Entstehung einer neuen Schicht von Gebildeten sprach, dann müssen zwei Voraussetzungen dafür erfüllt sein. Einmal muß der Zugang zu den Hochschulen auch für begabte Minderbemittelte erhalten bleiben. Die zweite Voraussetzung ist die: Es müssen

für die Menschen, die sich akademisch gebildet haben, ausreichende Lebensmöglichkeiten

geschaffen werden. Diese Minderbewertung der Tätigkeit des akademisch Vorgebildeten ist ein Unrecht und ein schwerer Schaden für das gesamte deutsche Volk. Wenn nicht das Ganze, das Volksganze, Schaden leiden soll, dann muß unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß dieses Unrecht und dieser Schade beendet wird.

Kommilitonen! Es waren ernste Gedanken und ernste Fragen, die ich mir erlaubt habe, in Ihrem Kreise zu besprechen. Und nun haben Sie ja Universitätsfest, und ich möchte daher nicht mit zu ernsten Ausblicken und zu ernsten Fragen schließen. Ich möchte mit froheren Gedanken und mit froheren Worten enden. Freude, Hoffnung und Jugend gehören zusammen. Aber Freude und Hoffnung, meine verehrten Kommilitonen, sind nicht denkbar ohne Sorgen. Die Polarität ist notwendig, sonst liegt die Gefahr doch sehr nahe, daß Freude zur Ausgelassenheit führt und daß Hoffnung in Leichtsinnsausartung ausartet. Aber ich weiß, daß die deutsche Jugend dieser Gefahr nicht unterliegt. Ich bitte Sie nur um eines, und auch diese meine Bitte resultiert aus Gesprächen, die ich mit jungen Menschen gehabt habe.

Lassen Sie sich nicht zu sehr niederdrücken von der Sorge.

Man sieht nur zu leicht im menschlichen Leben vor sich all die Sorgen, die die künftigen Monate und Jahre bringen werden. Aber was man nicht sieht, das ist die Kraft, die jeder Tag und jeder Monat und jedes Jahr dem Menschen, der die Kraft haben will, von neuem schenkt.

Es ist meine Überzeugung, daß das deutsche Volk, und damit auch Sie, wenn wir nur Geduld haben, und wenn wir keine Dummheiten machen, und wenn wir klug sind, besseren Zeiten entgegengehen, und mit uns das gesamte Europa, und darauf sollen Sie hoffen und sollen in dieser Hoffnung ihre Arbeit tun. Wenn ich nicht in der Stadt Goethes spräche, dann würde ich ein Wort von Schiller zitieren. Aber vielleicht darf ich doch nur einen Vers, nur ein Wort sagen, drei Worte sind es:

Freude schöner Götterfunken

Ein wahres Wort, meine Damen und Herren, das wir in unserer Jugend vielleicht nicht richtig erfaßt und erkannt haben. Aber erkennen Sie es! Und ein anderes Wort darf ich noch sagen, ich darf es aber etwas modifizieren. Den Vers „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“ werden Sie sicher alle kennen. Ob Sie ihn auch alle singen können, weiß ich nicht, ich hoffe es aber. Aber sehen Sie, Kommilitonen, ich möchte nicht sagen „so lange wir jung sind“, sondern ich möchte Ihnen zurufen: Freuen Sie sich, weil Ihr jung seid!

Kirchliche Nachrichten

Katholische Studentengemeinde

Offener Abend des Studentenfarrers montags um 19.30 Uhr in der Brönnnerstraße 24.

Wochenendtagung am 12./13. Juli in Königshofen (Tausen). Thema: „Kunst und Menschlichkeit“, Referenten: Prof. Albert Burkart und Hauptschriftleiter Walter Dirks.

Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität. Thema: „Das Religiöse in der Menschheit und das Christentum“, Referent: Dr. Otto Karrer, Luzern, am 14. Juli.

Semesterschlußgottesdienst am 27. Juli um 10 Uhr in St. Antonius, Savignystraße.

Sommerfest am 27. Juli, Einzelheiten am Schwarzen Brett.

Evangelische Studentengemeinde

Gemeindeabende mittwochs um 19 Uhr im Gemeindesaal der Christuskirche, Beethovenplatz.

Wochenendstudientagung am 5./6. Juli in Schloß Assenheim (in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie). Thema: „Zur Weltbildfrage in Naturwissenschaft, Philosophie und Theologie“.

Öffentlicher Vortrag im Hörsaal H der Universität. Thema: „Der historische Jesus: Wirklichkeit oder Illusion“, Referent: Prof. Künneth, Erlangen.

Gottesdienst am 12. Juli um 8.30 Uhr in der Alten Nikolai-Kirche am Römerberg.

Unsere schönsten Bilder

So paradox es klingt: die objektive Linse der photographischen Kamera verfehlt das Wirkliche. Es ist, als ob sich die Wirklichkeit um so mehr verflüchtigt, je fester der Photograph sie zu fassen glaubt. Das beginnt schon



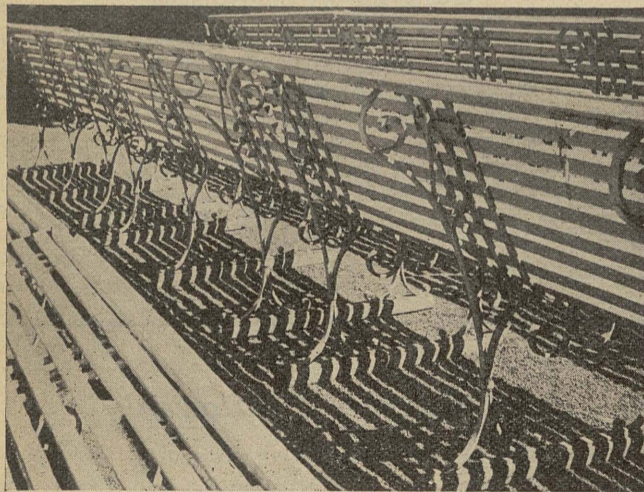
Helmut Wildenhäm: Fliegender Maikäfer

beim Porträt. Das Bewußtsein läßt sich nicht täuschen, es fühlt den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Bild. Der Photographierte betrachtet sein Bild immer mit Mißtrauen. *Das bin ich!* Die stetige Selbstversicherung muß uns erst die Identität einreden, die nicht besteht.

Aber diese Art der Täuschung ist durch die Offenbarkeit die harmloseste. Gefährlicher ist der Irrtum des Photoreporters, der glaubt, das vermeintlich überlistete Objekt sozusagen unbeobachtet auf seine Platte gebracht zu haben. Gerade ihn trennt die breiteste Kluft von der Wirklichkeit. Was seine Platte festhält, ist zwar genau, es ist aber eine Genauigkeit des Erstarrten, des Toten.

Es liegt im Verfahren. Das Wirkliche kann nicht abgezogen werden wie ein Abziehbild. Sie Sprache verrät es: auf die Platte bannen. Bannen heißt verzaubern, in eine andere Gestalt geben, verfälschen, wie aus dem häßlichen Frosch im Märchen durch den Zauberspruch der Hexe ein schöner Prinz wird.

Insgeheim spürt das Bewußtsein die Veränderung: das ist ein schlechtes Bild von mir. Beim Pin-up-girl-Photo ist jedoch schon für den anderen die Illusion vollkommen geworden. Man weiß zwar im Grunde immer noch, daß



Lothar Engelmann: Licht und Schatten

Les jeux sont faits

Diesen französischen Film führte das Filmstudio am ersten Tag des Universitätsfestes auf.

Es lohnt den Versuch. Diesen Sinnes sind die Worte, mit denen der Film *Les jeux sont faits* (nach Jean-Paul Sartre) endet. Liebende kehren aus dem Reich der Toten unter die Lebenden zurück und versuchen, die Liebe, die der Tod verhinderte, zu verwirklichen. Vierundzwanzig Stunden gibt der Tod ihnen Zeit. Der Versuch mißlingt, das Schicksal rekapituliert unerbittlich den einmal geschehenen Ablauf der Dinge. Die Liebe war nicht übermächtig. Und trotzdem: als beide wieder zu den Schatten zurückkehren, antworten sie einem jungen Paar mit dem gleichen Vorhaben: es lohnt den Versuch.

Die Liebenden können ihre Liebe nicht verwirklichen, weil mit dem Leben auch all seine menschlichen Pflichten

die Wirklichkeit so schön gar nicht ist, aber man will die Illusion.

Mit der Verbesserung der Mittel scheint die Entfernung vom Wirklichen zu wachsen. Die Farbaufnahme zeigt das peinlich klar. Je weiter die Phototechnik fortschreitet, desto weniger hat sie die Chance, das Wirkliche zu treffen. Die Photographie schiebt sich zwischen den Menschen und die Wirklichkeit. Sie ist zu einem Mittel der Tarnung des Wirklichen geworden. Sie ist die Apotheose der Illusion.

Aber sie beeinträchtigt auch die Fähigkeit des Erlebens. Das Pin-up-girl ist nichts anderes als das frisierte, unkenntlich gewordene Ideal der wirklichen Liebe. Erschütterung und Glauben blamieren sich vor dem mechanischen Abbild und dann auch in der Wirklichkeit. Wenn es im Anfang nur die Ausrede ist: *es war ja nur im Film*, so hat bald auch die Wirklichkeit den Charakter der Photographie und des Films.

Doch werden durch diesen Prozeß erst die Mittel zu seiner Überwindung geschaffen. An der Existenz der Photographie vorbeisehen oder sie bekämpfen zu wollen, wäre gerade die Fortsetzung ihrer Illusion. Solche Haltung verfehlt die Wirklichkeit in derselben Weise wie der Photograph sie verfehlt, der glaubt, das Wirkliche mit seiner Kamera treffen und auf dem Papier festhalten zu können.

* * *

Dieser Charakter der Photographie wurde auch in der Ausstellung des Filmstudios der Universität offenbar, das einen Wettbewerb für Aufnahmen von Studenten ausgeschrieben hatte. Besonders zeigte sich bei der Abteilung der Farbaufnahmen jener peinliche Abstand von der Wirklichkeit. Was vielleicht schwarz-weiß gerade noch möglich ist, wird farbig unerträglich. Beim Porträt — bezeichnenderweise der qualitätsmäßig am schlechtesten versehenen Sparte — dominierte das Bestreben, einen Effekt zu erzielen, auf Kosten des Dargestellten. Deutlich wird hier eine Art plastischer Chirurgie der Gesellschaft, die jede Individualität auslöscht. Selbst die Bilder, deren unausgesprochene Absicht es ist, durch Besonderheit aufzufallen, sind nur Variationen eines Klischees und demonstrieren zuweilen sogar die Verwirklichung eines stereotypen gesellschaftlichen Ideals.

Am besten schneidet die Sparte der wissenschaftlichen und Sachaufnahmen ab. Hier finden sich Bilder, denen es gelingt, den Bannkreis des Verfahrens etwas zu durchbrechen und, ohne Nachahmung, eine neue Wirklichkeit zu schaffen. Auf dieser Seite finden sich zwei Beispiele dieser Art. Im Bereich der Reportage war es kaum einem Photographen gelungen, dem Einfluß der „Illustrierten“ zu entgehen. Die meisten Bilder schaffen so etwas wie eine Wirklichkeitsimitation, von der jedoch jedermann weiß, daß sie nicht über die Illustrierte hinaus gilt.

Zu loben ist, daß die hohe technische Perfektion vieler Bilder, zumal die meisten Aufnahmen das Ergebnis einer privaten Liebhaberei neben dem Studium sind. In dieser Hinsicht dürfte die Ausstellung sicher nicht hinter ähnlichen Veranstaltungen anderer Universitäten zurückstehen.

H. W. Nicklas



Karl H. Neunzerling: Der Meister spricht, Minenstudie

wiederkehren. Er geht zu seinen Freunden, um sie zu warnen, sie um ihre Schwester vor ihrem verbrecherischen Mann zu schützen. So verraten sie ihre Liebe. Hätten sie nur ihr gelebt, so wäre das Unheil an ihnen vorübergegangen. Nun aber muß sich das Geschick unerbittlich erfüllen. Er fällt einer Kugel zum Opfer, sie erleidet den Gifttod durch ihren Mann. Aber am Ende ist die Zuversicht und nicht das Beugen unter das allmächtige Walten des Schicksals.

Der Film zählt zu den Meisterwerken des Regisseurs Delannoy, der die Sartresche Fabel mit höchster Spieldisziplin und Intensität ins Bild setzte. Es gelingt ihm, vorzüglich die beiden Bereiche — der des Lebens und der des Todes — nebeneinander zu verdeutlichen. Micheline Presle und Marcello Pagliero, die beiden Hauptdarsteller, gehen so in ihren Rollen auf, daß ein Spiel von nahezu vollendeter Reinheit entsteht.

H. W. N.

Von A — Z

Universitätsfest in Sankt Goar

Abfahrt der Sonderzüge war für 13 und 13.30 Uhr angesagt. Um 13 Uhr kam nichts und um 13.30 rollte gen St. Goar nicht der erwartete Samba-Express, sondern ein ...

Bummelzug, kilometerlang, uralte Personenwagen. Grund: der AstA des Wintersemesters hätte den Samba-Express bereits vor einem halben Jahr anfordern müssen ...

Chokolade hätte man besser nicht mitnehmen sollen. Sie zerschmolz ob der Hitze schon auf der Fahrt.

Damen waren ausschließlich in reizenden Ausführungen erschienen. Nur: wer sich keine mitgebracht hatte, fand schwerlich eine.

Erlar, Dekan der Juristischen Fakultät, sagte es selber, daß er kaum im Rhein, sondern eher im Wein ertrinken würde. Er durfte denn auch als erster das Naß aus dem Pokal schlürfen, den ihm Bürgermeister Baldus zum Willkommen reichichte und aus dem schon ...

Fürsten, Kaiser, Könige und auch Männer und Frauen der Frankfurter Universität getrunken haben. Die Blasmusik spielte, Böllerschüsse krachten und hinter der zweiten Ecke war der Festzug schon auseinander gelaufen.

Getränke waren sehr gefragt (siehe C). Die Zünftigen fingen gleich am Nachmittag mit Wein an.

Hüte aus Stroh kamen bei Studentinnen und Studenten schnell in große Mode. Ob daran auch die Hitze schuld war?

Ins Wasser sprangen die meisten an diesem heißen Tag und ließen sich den Rhein hinab treiben.

Junggesellen sah man viele. Die Damen waren in der Minderzahl.

Kameras klickten überall, am Ufer des Rheins beim Baden, auf den Dampfem bei der Rheinpartie und auch auf der ...

Loreley, die — nicht weit von St. Goar — die Unentwegten erkletterten, trotz der Hitze.

Magnifizenz ließ es sich nicht nehmen, mit seinen Studenten in St. Goar zu feiern. Gegen Abend traf er im schwarzen Buick ein.

Nacht war es beinahe geworden, als sich die Festgesellschaft auf der Burg zusammenfand. Der Anstieg hatte manchen Tropfen Schweiß gekostet und neuen Durst verursacht. Doch dagegen gab es ein gutes Mittel ... Der Wein rann denn auch in Strömen die Kehlen hinab.

Ordnung in dem Gewimmel auf der Burg trat erst ein, nachdem jeder einen Platz gefunden hatte. Das war gar nicht so einfach, Tische, Bänke und Stühle mußten vor allem die Spätkommer sich selber herbeischaffen.

Polka wurde nicht getanzt, dazu war das Gedränge auf dem Tanzboden zu groß.

Querulanten tauchten auf dem Fest am Rhein nicht auf, sie hatten es vorgezogen, zuhause zu bleiben.

Rheinfels heißt die Burg, auf der das rauschende Fest gefeiert wurde. Sie ist die größte Burgruine Westeuropas. So mancher hat sich in dieser Nacht in ihren ausgedehnten Anlagen verlaufen, ist in den unterirdischen Gängen und auf den Steintreppen umhergeirrt, bevor er einen Ausweg fand. Sterne regnete es vom Turm der Burg herab, Raketen zischten in die Nacht, bewundernde Ahs und Ohs entlockte das Feuerwerk. Die Burg war die ganze Nacht hindurch angestrahlt; allerdings nicht so hell, daß sich nicht doch ein dunkles Eckchen gefunden hätte ...

Theater spielte die Studiobühne in dem nächtlichen Gemäuer. Sie wollte das fröhliche Publikum nicht strapazieren und hatte ein Stückchen namens „Company House“ gewählt. Parkett und Rang (ringsum hoch in den Ruinen sitzend) spielten denn auch nach Herzenslust mit.

Unterricht fiel aus an diesem Tag. Auf der Burg gab es lediglich eine „Einführung ins Küssen, mit praktischen Beispielen“ (privatissime gratis).

Verhansung ist der Name für das, was mit Magnifizenz und AstA-Chef Gruppe zu mitternächtlicher Stunde auf der Burg geschah. Nach althergebrachtem Zeremoniell wurde ihnen ein Halseisen umgelegt, aus dem sie sich durch einen Trunk aus dem Pokal und ein Lösegeld befreiten. So waren sie in den St. Goarer Hansen-Orden aufgenommen.

Würstchen wurden in Massen verzehrt, mit und ohne Senf. Der Tag war lang und die mitgebrachte Wegzehrung längst aufgegessen.

Xantippen verhielten sich genau wie Querulanten (siehe Q). Auch D kann hier noch einmal nachgelesen werden.

Y ist der letzte Buchstabe von Loreley und der vorletzte im Alphabet. Daher ist es Zeit, an die Heimfahrt zu denken. Inzwischen war es hell geworden.

Zurück nach Frankfurt ging es morgens 4.30 Uhr. Für den einen zu früh, für den andern zu spät. Aber jeder war auf seine Kosten gekommen.

BI

Ein gemütlicher Anfang

Mit einem Diner — Russische Eier, Kartoffelsalat und Grünzeug — begann am Donnerstagabend der Auftakt zum Universitätsfest. Das „zwanglose gesellige Beisammensein“ (laut Einladungskarte), das Studenten der Uni mit Mitgliedern des Lehrkörpers und Freunden und Förderern der Universität zusammenführte, endete in den Morgenstunden, als sich auch die letzten müde getanzt hatten. Dazwischen konversierten die Jungen mit den Alten, wurden so etliche Weinflaschen ausgetrunken und Tischreden gehalten. Magnifizenz sprach von den traditionellen Beziehungen der Studenten zur Frankfurter Bürgerschaft und den Freunden und Förderern der Uni sowie von der Stärke und Klugheit des und der Alten, die sich die Studenten bewahren sollten, ohne sich dem Alten zu verschreiben. Prorektor Rajewsky betonte — charmant wie stets und mit zarter Anspielung —, daß nicht Könige, Fürsten oder der Staat die Frankfurter Universität aufgebaut haben, sondern die Bürger der Stadt. Der Vorsitzende der Vereinigung von Freunden und Förderern, Dr. Schmidt-Polex, jetzt in München lebend, hatte nicht nur gute Worte mitgebracht, sondern auch „ein Brieflein in der linken Rocktasche“. Darin ein Scheck über 5000 DM, den er Magnifizenz Horkheimer für allgemeine studentische Zwecke übergab. Auch den Geschäftsführer der Freunde und Förderer, Dr. Scheller, drückten Geldrollen (200 DM) in der Tasche. Er sagte es in Reimen (denn Dr. Scheller ist ein heimlicher Poet):

„Wer könnt' sie besser wohl verwenden
als unser Ausschuß der Studenten!“

Die angeregte Unterhaltung und die trotz der Hitze lebhaftere Tanzerei unterbrach einige Male die Studiobühne, die sich auch mal auf kabarettistischem Gebiet versuchen wollte. Sogar der Geist Goethes wurde in die Mensa seiner Universität beschworen und mußte hier in einem Interview zur allgemeinen und besonderen Weltlage Zitaten-Antwort stehen.

Das Münsteraner Studentenkabarett „Die Schießbude“ gastierte in Frankfurt

Das Kabarett hat von jeher eine ganz besondere Funktion im kulturellen Leben zu erfüllen gehabt. Es ist so etwas wie das Gewissen der Öffentlichkeit. Seine Kritik richtet sich nicht nur gegen die Ereignisse des Heute, sondern noch in viel stärkerem Maße gegen das, was morgen aktuell sein wird. Neben diesem Fingerspitzengefühl für noch unausgesprochene Dinge muß es über Mut zur Kritik, Geist und Takt verfügen. Seine Hauptaufgabe ist nicht die Unterhaltung, sondern die Erziehung des Publikums zum Nachdenken über die Probleme der Zeit.

Nachdem der deutschen Nachkriegsliteratur und die Ueberschwemmung des deutschen Büchermarktes mit minderwertigem Schrifttum ist an sich ein sehr dankbares Thema für eine Kritik. Die Münsteraner aber bewiesen daran lediglich, daß sie es noch schlechter können als die angeprangerten Drei-Groschen-Schriftsteller. Die Texte waren zu oft nur auf Publikumswirksamkeit zugeschnitten und gingen in vielen Fällen bis hart an die Grenze des guten Geschmacks. Wirklich nette, wenn auch nicht unbedingt neue Einfälle brachten die „Kleine Wochenschau“ über den deutschen Nachkriegsfilm und die Schlußnummer „Operette sich, wer kann.“ Hier war es nicht zuletzt die Stimme und die originelle Darstellung Klaus Elleringmanns, die das Publikum zu immer neuem Beifall hinriß. Sowohl musikalisch wie von der Regie her war dies die am besten durchgearbeitete Nummer des Programms. Streckenweise war der Operettenstil so vollendet parodiert, daß man die Persiflage fast schon hätte für echt halten können.

Das aber, was allen Programmnummern beinahe ausnahmslos fehlte, war die wirklich zündende Pointe. Selbst eine Reihe von guten Gags hätte sie nicht ersetzen können, ohne das ganze Programm der Durchschlagskraft, wenn nicht überhaupt des Sinnes zu berauben, den jedes Kabarett haben sollte.

Die Münsteraner Kommilitonen sollten sich einmal durch den Kopf gehen lassen, daß der Beifall des Publikums nicht immer ein Kriterium für Qualität sein muß. Vielleicht ist es sogar die bessere Aufgabe des Kabarettisten, zum Weinen, und nicht zum Lachen, zu bringen. Mit den von ihnen angewendeten Mitteln wird sich aber schwerlich etwas anderes erreichen lassen als eine mehr oder weniger amüsante Unterhaltung des Publikums für ein paar Stunden. Und das, will uns scheinen, ist nicht der Sinn eines Kabarett. Erst recht nicht eines studentischen. b—t

Vorhang zu!

„Trotz festlichem Rahmen studentische Preise“ — so stand es auf den Getränkekarten, die wir in Berlin anlässlich des Studententages beim großen Abschlußball vorgelegt bekamen. Man hätte den Satz auch so fassen können: „Trotz studentischem Rahmen festliche Preise“ — und das galt dann auch für den Abschlußball unseres Universitätsfestes.

Man kann jedes Lokal nach der Coca-Cola-Skala einteilen — je nach dem Preis für dieses nützliche Getränk. Hier schlug der Zeiger nicht weit, nur bis 50 (Pf nämlich), aber der Schein trog wieder einmal: das dicke Ende in Gestalt anderer — diesmal alkoholischer — Preise kam nach und stieg wesentlich höher, viel zu hoch jedenfalls für einen armen Studenten (das Lied dürfte ja bekannt sein!).

Wenn wenigstens das übrige Drum und Dran entsprechende Höhe erreicht hätte, aber ach! Allein die zum großen Teil frisch improvisierten Einlagen der 7 Scharfschützen aus Münster vermochten den Abend etwas aufzulockern; die „5 Sorgenbrecher“ machten ihren Namen durchaus keine Ehre und auch die Kapelle konnte den Ansprüchen eines

Habilitation am Leder

Am meisten spannte unser akademisches Publikum am Freitagnachmittag auf die Art, in der unsere Dozenten sich auf dem Gebiet zwischen den beiden Toren habilitieren würden. Es sollte sich zeigen, ob Oberschullehrer oder Hochschullehrer auf diesem Feld forscher (Forscher?) wären.

Zuvor gab es eine Reihe von interessanten Vorführungen. — In der Pause eines ersten Fußballkampfes von Studenten der Universität gegen Kommilitonen des Berufspädagogischen Instituts — einer lahmen Angelegenheit mit zwei Toren auf jeder Seite — zeigte eine Gruppe von Fechtern ihre Künste mit Florett, Degen und leichtem Säbel. Universitätsfechtmeister Csomor und Studentenmeister Herrmann waren allen Gegnern überlegen. Ein kriegsbeschädigter Kommilitone erhielt besonderen Applaus für seine geschickten Angriffe und Paraden. Die Vorführungen einer Riege von Barrenturnern zeichneten sich durch Eleganz aus; daß einige Uebungen nicht ganz glückten, störte niemand.

Dann aber kam der große Augenblick, auf den alles mit Ungeduld wartete. Unter Hallo und Beifall liefen Dozenten und Studienräte auf das Fußballfeld. Spectabilis Saueremann hatte die Ehre des Anstoßes. Der Dekan der Wisofakultät kam noch eben mit heiler Haut vom Platz, denn die Herren Kollegen drangen mit furchtbarem Ungetüm vor, um ihren Gegner nicht an den Ball kommen zu lassen.

Wenige Minuten genühten für die Zuschauer, um die Türme in der Schlacht zu erkennen und ihren Bemühungen von nun an alle Aufmerksamkeit und Heiterkeit zuzuwenden. Böswillige Verdrehung der Tatsachen wäre es, wollte man behaupten, Altphilologe Dr. Schleerath habe allein in seiner Mannschaft den alt-olympischen Stil demonstriert. Das hieß die ans Phantastische grenzende Virtuosität verschweigen, mit der Dr. Stackelbeck immer von neuem dem verderbenbringenden Leder entsprang. In heroischem Gegensatz zu ihm gebärdeten sich Verteidiger Dr. Gabelein, Mittelläufer Kohl und Sturmführer Prof. Hagenmüller wie übermütige Quartaner. Sie ließen nichts unversucht, den widerspenstigen Ball in die Richtung zu lenken, in die er offenbar nicht wollte. So war es dann eine glückliche Fügung, daß kurz vor Halbzeit der Rechtsaußen der Dozentenmannschaft von einem Verteidiger der Studienräte im Strafraum „gelegt“ wurde. Schiedsrichter Pierröth erwies sich als wirklicher Fachmann und verordnete einen Elfmeter. Mit erschreckender Kaltblütigkeit studierte Prof. Hagenmüller die Rechtslage und erkannte auf 1:0. Wenige Augenblicke darauf ertönte der Pfiff zur Pause.

Aufregend war der Staffellauf über 6 mal 200 Meter während der Halbzeit. Degenhard, der Finanzreferent des AStA, konnte erst auf den letzten Metern gegen zwei Mannschaften des Sportinstituts den entscheidenden Vorsprung für seine Gruppe, kombiniert aus den Akademischen Turnverbindungen „Gothania“ und „Tuiskonia“, erzielen.

akademischen Publikums und eines Palmengartenballes kaum genügen. Und das Publikum selbst? . . .

Studenten sagt man nach, sie seien Meister der kleinen Mittel und großen Wirkungen. Hier traf es bestimmt zu, und ihre Professoren standen ihnen nicht nach und bekann- (warum eigentlich so selten?), daß auch heute im nüchternen 20. Jahrhundert noch echte Fröhlichkeit und Lebensfreude in unseren Universitäten herrschen.

Prof. Naujoks (Dekan der Med. Fakultät) kam mit drei Lampions in der Hand daher. Da baut sich ein Student vor ihm auf: „Was kost'n so einer? Kann'ste mer nich' mal sowas verkaufen?“ — Nun sag' mir nur niemand, unseren Professoren fehle es am nötigen Kontakt mit der Studentenschaft.

Und sonst? Heiß war es überall, nur nicht im Palmehaus — fanden jedenfalls die Paare. Bar-Ausverkauf spricht für akademischen Durst, der leider um 2 Uhr kein Verständnis mehr fand und mit jugendlicher Tanzbegeisterung vor dem Amt für Öffentliche Ordnung kapitulieren mußte.

Im übrigen wie man sich bettet, so liegt man! JG.

Erregte Rufe nach dem verlorengegangenen Ball leiteten die zweite Halbzeit ein. Die Oberschullehrer starteten sofort einige heftige Attacken auf das wieder aufgefundene Objekt. Sie wollten auch ein Tor haben. Aber unser goal keeper, Dr. Hänel, hütete sein Heiligtum mit akrobatischen Sprüngen. Oberarzt Dr. Ling wollte schon die Geburt eines neuen Tors einleiten; da brachte ein unerwarteter Fernschuß des Mittelstürmerstudienrats Ostheimer den verdienten Ausgleich.

Mit ohrenbetäubendem Lärm, Trompetentuten und Sirenengeheul versuchte nun der akademische Nachwuchs seine Dozenten für die Abschlußprüfung seelisch reif zu machen. Was sonst so taktvoll verschwiegen wird, entlud sich dabei in Zwischenrufen wilden Grolls gegen die Unterdrückung



Schadenfreude oder Begeisterung? Wieder einmal war der Ball nicht da, wo ein Professorenverständnis ihn vermutet hatte. (Foto: Birkner)

des corpus sanum. Die Herren sollen nicht nur beim Stellen von Klausurthemen Initiative entfalten, rief ein Verfechter der Idee des Studium generale.

Aber es nützte alles nichts. Die Hitze war enorm, und selbst daß den verletzten Professor Völlmer, der sich wacker gebalgt hatte, ein Fußballwerkstudent ersetzte, der seiner Firma sehr geschätzt wird, konnte das „rite“ — auf sportlich; Unentschieden — nicht mehr ändern. Denn bevor Jänisch einen richtigen Durchreißer (summa cum laude) ansetzen konnte, ertönte der Schlußpfiff. Die Menge erregte sich und verlangte die Habilitation ihrer Dozenten. Aber der Sport hat andere Regeln. Die Spieler waren's zufrieden und fanden das Ergebnis versöhnlich.

Daß freilich am Vorabend, bei der Eröffnung des Universitätsfestes, ein Kommilitone von der Studiobühne Ringelntzens berühmtes Gedicht zitiert hatte —

Der Fußballwahn ist eine Krankheit,
aber selten Gottseidank . . .

— das hatte wohl nur Dr. Stackelbeck dahin verstanden, daß man dem Fußball wie einem ansteckenden Bazillus ausweichen müsse. — hecht —



RHEIN-MAIN BANK

früher

DRESDNER BANK

Hauptverwaltung: Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Aussenhandelsbank



DIE EINHEIT EUROPAS

Die Diskussion, die Professor Aron, Dr. v. Brentano, Ernst Tillich und Professor Kogon geführt haben, wollen wir fortführen. Wir geben zur Einleitung Professor Drost, Dozent unserer Universität, das Wort, und hoffen, schon für die nächste Nummer ebenso scharfe Repliken zu erhalten. (Redaktionsschluß: 10. Juli)

Das war das Thema des round-table-Gesprächs, das Dr. v. Brentano, Staatssekretär Prof. Dr. Hallstein, Prof. Raymond Aron, der Chefredakteur des „Figaro“, Ernst Tillich, der Leiter der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit und Prof. Dr. Eugen Kogon in der Aula der Universität führten.

Prof. Dr. Hallstein übernahm die Leitung der Diskussion.

„Meine Funktion hier hat nichts zu tun mit dem politischen Amt, das ich inne habe. Sie hat aber sehr viel zu tun mit dem akademischen Amte, das ich gleichfalls inne habe, und ich bin glücklich darüber, daß ich, wenn auch in einem sehr bescheidenen Umfange, einmal wieder in dieser Funktion auftreten kann. Ich bin doppelt glücklich darüber, weil es diese Universität ist, die immer auf den Zusammenhang zwischen akademischem Leben und akademischem Wirken auf der einen Seite und Politik auf der anderen Seite hingewiesen hat.“

„Meine Rolle ist also die eines — ja, man hat dafür den Ausdruck „Moderator“ — eines Mäßigers. Wenn also die Leidenschaften etwa zu hoch schlagen sollten, so wird es meine Aufgabe sein, diese Leidenschaften zu mäßigen.“

„Ich halte es für richtig, daß wir dem Gast, der zu unserer Freude und zu unserer Auszeichnung hierher gekommen ist, um mit uns diese Dinge zu diskutieren, der hierher gekommen ist aus der französischen Provinz des werdenden Europa, — daß wir ihm zuerst das Wort geben. Das Thema ist Ihnen allen bekannt. Es ist eines von jenen Themen, die in der Luft liegen und deshalb keiner Erklärung bedürfen. Daß ein unlöslicher Zusammenhang zwischen dem Problem Europa und dem Problem Einheit Deutschlands besteht, das weiß jeder, das sieht jeder und das hört jeder. Es wird die Aufgabe dieser Diskussion sein, vielleicht etwas genauer hinzusehen und zu sagen, von welcher Natur dieser Zusammenhang ist, welches die Ursachen dieses Zusammenhanges sind und welche Folgerungen sich daraus auch für unser politisches Verhalten ergeben.“

Professor Raymond Aron sprach zunächst von den Gründen, die ihn zur Teilnahme an dieser Diskussion veranlaßt hätten. Da er unter dem Ruf stünde, ein Professor unter den Journalisten und unter den Professoren wieder einer der politischsten zu sein, halte er es für seine Aufgabe, so objektiv wie möglich über jene Themen zu sprechen, die uns diesseits und jenseits des Rheines gleichermaßen am Herzen lägen. Der Hauptgegenstand sei dann natürlich das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland. Darüber hätte er aber weniger zu sagen. Es ginge auch nicht so sehr hierum, „sondern in der Tat um die europäische Situation, wie sie sich in der Folge des Zweiten Weltkrieges gestaltet hat. Die Ostzone Deutschlands lebt unter einem Regime, das sich immer mehr dem der sogenannten Volksdemokratien und der Sowjetunion annähert. Kann die Bundesrepublik ihrerseits den Vertrag über die europäische Armee und den Atlantikpakt ratifizieren, ohne damit die Chance einer friedlichen Befreiung von 18 Millionen Deutschen dahinschwinden zu lassen? So stellt man hier und da — beiderseits des Rheines — die entscheidende Frage. Ich möchte es unternehmen, sie zu beantworten, indem ich versuche, die Politik der Sowjetunion gegenüber Deutschland in ihrem Zusammenhange zu verstehen.“

Warum Moskau für die Teilung ist

„Wie Sie wissen, handeln die Stalinisten gemäß einer Doktrin. Entsprechend dieser war die Periode zwischen den beiden Kriegen durch Konflikte zwischen den kapitalistischen Staaten bestimmt. Sie werden nicht müde, zu wiederholen, daß hingegen die gegenwärtige Phase durch die Teilung der Welt in zwei Lager determiniert ist, deren eines sich um das Vaterland des Sozialismus schart, indes das andere sich um die Vereinigten Staaten, das stärkste kapitalistische Land, gruppiert. Schon diese ideologische Einstellung begründet Zweifel daran, daß die Männer des Kreml ein sogenanntes Deutschland im Herzen des Kontinentes ernsthaft in Erwägung ziehen. Denn nach ihrer Weltanschauung ist solche Neutralität ausgeschlossen: wie auch immer die diplomatischen Fiktionen gestaltet seien, alle Staaten unterliegen dem Zwang — oder werden ihm unterliegen — in das eine oder in das andere Lager einzutreten.“

„Man weiß sehr wohl in Moskau — wie übrigens auch in Washington und in Paris —, daß die Wiederaufrichtung Deutschlands für die Europas unumgänglich notwendig ist. Und deshalb sinnt die sowjetische Strategie seit 1945 darauf, die eine wie die andere gleichermaßen zu verhindern. So geht es darum, die Methoden zu erkennen, welche die sowjetischen Führer als die besten ansehen, um die Permanenz des deutschen Vakuums zu sichern.“

„Die Sowjets haben die Wahl zwischen zwei Methoden. Die eine ist die der Teilung, die andere die der Neutralisierung.“

Die Neutralisierung Deutschlands sei in der Praxis und auch nach der stalinistischen Theorie unmöglich, da Deutschland sich wenigstens potentiell auf die eine Seite stellen müsse.

„Die Teilung Deutschlands ist für Moskau die zweit- oder drittbeste Lösung nach der Sowjetisierung oder der radikalen Ausschaltung ganz Deutschlands. Aber wenn

der Kreml nicht mit Gewalt die Entwicklung der Westpolitik verhindern will, so kann er auf jede in der Bundesrepublik getroffene Maßnahme durch eine ihr entsprechende in der Volksrepublik im Osten reagieren.“

„Jene, die darauf schließen, daß jegliche Bemühung der Bundesrepublik sinnlos wäre, täuschen sich gründlich. Es ist keineswegs bewiesen, daß ein Verzicht der Bundesrepublik, an der europäischen Armee teilzuhaben, genügen würde, damit die Volksdemokratie ihrerseits auf ihre Wiederaufrüstung verzichtet. Im Gegenteil, alles deutet daraufhin, daß Ostdeutschland — wie alle europäischen Satelliten — verpflichtet sein würde, Divisionen zu rekrutieren und auszustatten, was auch immer wir tun mögen.“

„Die deutsche Forderung nach Einheit dünkt mich mehr als legitim: Sie ist naturgemäß. Es ist selbstverständlich, daß sich ein freies Europa diese Forderung zu eigen macht.“

„Ich könnte hier aufhören, sicher Ihrer einmütigen Zustimmung. Leider handelt es sich aber nur um den ersten Teil der Wahrheit. Wir können den gegenwärtigen Status Europas, so wie er sich aus dem Zweiten Weltkrieg ergeben hat, keineswegs als endgültig hinnehmen, aber wir können ihn wenigstens gegenwärtig auch nicht ändern.“

„Der Kalte Krieg ergibt sich aus der Tatsache, daß wir die Teilung Deutschlands und somit Europas nicht als endgültig annehmen können: nicht annehmen wollen — aber sie mit Gewalt ändern können wir nicht, wollen wir nicht.“

„Ist es wahrscheinlich, daß man der Teilung Deutschlands ein Ende machen könnte, ohne Europa wieder zu vereinen? Meine Antwort ist, daß es leider nicht wahrscheinlich ist. Es würde den Russen schwer fallen, den Deutschen der Ostzone die Freiheit zurückzuerstatten, ohne Österreich zu räumen, ohne die Satellitenregierungen der Tschechoslowakei und vielleicht sogar in Ungarn zu erschüttern.“

Die Teilung als Chance für Europa

„Was ist nun meine Folgerung? Die Wahl für euch ist nicht, wie viele Franzosen befürchten und manche Deutsche sich vorstellen, zwischen der westlichen Integration und der Einheit eines wieder zum Herrn seiner Geschicke gewordenen Deutschlands. Die Wahl ist zwischen einer Einheit, die — vorausgesetzt, sie wäre möglich — entweder die Ausdehnung der Knechtschaft oder die Verewigung der Machtlosigkeit einerseits bedeutet und andererseits der provisorischen Beibehaltung der Teilung.“

„Vielleicht bietet gerade dieser enge Rahmen — dessen Unzulänglichkeit wir beklagen — gewisse Vorteile. Die psychologischen Hindernisse, die man in Frankreich überwinden muß, um zu einer Verständigung mit der Bundesrepublik zu gelangen, sind groß. Aber wären sie nicht viel größer, wenn das Mißverhältnis zwischen den Kraftquellen der beiden Länder noch auffälliger wäre? In der zu bauenden Gemeinschaft müssen wir einen Platz aufbewahren für jene Europäer, von denen uns noch die Tyrannis trennt. Aber dieser Platz wird um so sicherer bewahrt sein, als die Gemeinschaft selbst lebendiger und solider sein wird. Das erste Ziel, auf das wir zustreben müssen, ist, die Europäer von der Krankheit des unglücklichen Bewußtseins zu heilen, sie dem falschen und deprimierenden Gefühl zu entwinden, daß sie keine Zukunft mehr haben und dazu verdammt sind, für immer unter dem Schutze und mit der Hilfe der Vereinigten Staaten zu leben.“

„Bisher habe ich mich nur an Ihren Verstand gewandt. Ich möchte nun mit einigen eher persönlichen Worten enden, die ich an Sie richte. Die Wunden, die eine noch nahe Vergangenheit geschlagen hat, sind kaum vernarbt, und wir, Franzosen einerseits und Deutsche andererseits, vermögen nicht, in gleicher Weise das halbe Jahrhundert zu interpretieren, das wir soeben erlebt haben, einander entgegengestellt in Konflikten, die unsöhnbar erschienen. Die Namen Ihrer Siege sind die Namen unserer Niederlagen. Die Erinnerung an unseren Ruhm ist euch Erinnerung der Erniedrigung. Wir wollen nichts vergessen. Wir wollen alles überwinden. Das ist ein Entschluß, den man im Abstrakten leicht faßt und den im täglichen Handeln zu realisieren schwer ist.“

„Der Mann der Tat ist jener, welcher den Sinn der bedeutsamen Aufgabe trotz der enttäuschenden Wirklichkeit des Alltags in sich bewahrt. Die europäische oder die atlantische Gemeinschaft — sie ist nicht Gegenstand einer Eintagsbegeisterung. Sie ist das Endziel einer Bemühung, wertvoll und sinngebend, wie es das Leben selbst sein soll.“

Will Westdeutschland die Einigung wirklich?

Ernst Tillich, der Leiter der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit, stellte dann den beiden anwesenden Vertretern Westdeutschlands folgende Frage:

„Es ist in den Ausführungen von M. Aron immer als ganz selbstverständlich vorausgesetzt worden, daß das deutsche Volk unter der Spaltung, die wir nun seit 1945 erleben, litte. Es ist vorausgesetzt worden, das deutsche Volk — ich meine hier das deutsche Volk im Gebiet der Bundesrepublik — wisse, daß es ein gemeinsames Schicksal mit den übrigen osteuropäischen Völkern habe. So möchte ich doch an Sie die Frage richten, welches die ernsthaften Symptome dafür sind, daß das deutsche Volk in der Bundesrepublik sich nicht vielleicht mit einer ganz anderen Lösung zufriedengeben möchte, die M. Aron als von vorneherein ausgeschlossen angesehen hat, nämlich der, daß es bei dem Eisernen Vorhang ja durchaus bleiben könne, daß man hier eine Front aufbaut an der Elblinie, die dann selbstverständlich möglichst stark verteidigt werden muß und daß man dann also im Zusammenwirken mit den übrigen Alliierten des deutschen Volkes eine mög-

lich gute Ausgangsposition für eine Verteidigung schaffen kann.“

Ernst Tillich fragte weiter, was er denn den Menschen, die er hier zu vertreten habe, den Menschen aus der Sowjetzone, eigentlich aus dieser Diskussion als eine Art Garantie oder eine Art Verpflichtung mitnehmen solle, daß man es bei dieser Elblinie nicht bewenden lassen wolle.

Das europäische Problem ist für uns ein deutsches Problem

Dr. von Brentano hob gegenüber der mehr europäischen Darstellung des Problems durch M. Aron den deutschen Standpunkt scharf hervor und sagte u. a.:

„Etwas anders als Sie, M. Aron, sehen wir die Dinge doch. Ich könnte mich nie damit zufrieden geben, und ich würde die Politik, die ich zur Zeit vertrete, niemals für richtig halten, wenn ich Zweifel hätte, daß sie dahin führt, wo jede deutsche Politik hinführen muß: zur Wiedervereinigung des ganzen deutschen Volkes. Wir haben uns wiederholt, Regierung und Opposition, zu diesem Ziel als dem obersten Ziel der deutschen Politik sehr eindeutig bekannt, und ich würde jedem deutschen Politiker die Legitimation absprechen, für Deutschland überhaupt noch ein Wort zu sagen, wenn er dieses oberste Ziel bei allen seinen Entscheidungen niemals vergessen würde.“

„Es wird und darf keine Fragestellung für uns geben, daß eine Handlung, die wir begingen, eine politische Entscheidung, die wir treffen, die deutsche Einheit gefährden oder verzögern könnte.“

„Wenn wir uns zum obersten Ziel der deutschen Politik bekennen, das heißt zur Wiederherstellung der deutschen Einheit, dann begehnen wir — wie ich meine — einen verhängnisvollen logischen Fehler, wenn wir glauben, daß Bekenntnis zum obersten Ziel bedeute, daß wir eine Forderung auf die Prioritätsliste unter Nr. 1 setzen. Wer das tut, ist, glaube ich, im Irrtum. Wenn ich eine Prioritätsliste aufstelle, dann kann ich es nur mit Dingen, die in meiner eigenen Zuständigkeit liegen und die ich nach meinem eigenen Willen zu entscheiden und zu beeinflussen vermag. Wenn ich die Forderung der Wiederherstellung der deutschen Einheit als die Priorität Nr. 1 betrachte und konsequent danach handeln will, meine Damen und Herren, dann muß ich erklären, solange die Priorität Nr. 1 nicht erfüllt ist, tue ich gar nichts mehr. Ich glaube, daß wir alle das vor unserem eigenen deutschen Volke nicht verantworten können, am wenigsten vor den 18 Millionen drüben, die von uns erwarten, daß wir handeln.“

„Wenn wir über die deutsche Einheit sprechen, und wenn wir sagen, daß wir sie mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln herbeiführen wollen, dann dürfen wir nicht vergessen, daß die deutsche Einheit hergestellt werden kann und muß von denen, die sie zerstört haben. Es sind die vier Mächte, die in Potsdam die deutsche Einheit aufgehoben haben, und es ist, wie ich glaube, niemand unter uns, und es gibt wohl überhaupt keinen vernünftigen Menschen, der sich der Erkenntnis entziehen kann, daß nur mit den vier Mächten die deutsche Einheit wieder hergestellt werden kann, wobei es an uns liegt, jeden Tag, und wenn möglich jede Stunde, daran zu erinnern und neue Impulse zu geben.“

„Gibt es einen anderen Weg als den, daß wir uns der Unterstützung, der Partnerschaft und der Freundschaft von drei Mächten versichern, die die politische Verantwortung für die Teilung tragen, und ohne deren Mitwirkung diese Teilung nie beseitigt wird? Gibt es einen anderen Weg, als daß wir uns dieser Unterstützung versichern, nachdem, wie ich glaube, die Vierte uns gezeigt hat, daß sie uns hier keine Unterstützung geben will?“

„Und das ist meine Antwort an Sie, Herr Tillich: Wir wissen nicht, wieviele in Deutschland und in Europa wirklich aus innerer Überzeugung sich zu Europa bekennen und zur deutschen Einheit. Ich weiß, daß wir viele haben — ich bedaure, es aussprechen zu müssen —, daß es Menschen gibt, auch im Gebiet der Deutschen Bundesrepublik, die diese quälende Sorge um die Elblinie nicht immer mit sich tragen, weil sie schon wieder in einer gewissen Behäbigkeit des Lebens, in einer gewissen Beruhigung ihres Denkens verlernt haben, sich um andere Schicksale zu kümmern. Aber es ist unsere Aufgabe, dann diese Menschen mitzureißen.“

Europa ist kein Notausgang

„Denn Europa, ich wiederhole es, ist für mich nicht ein Notausgang, der uns jetzt gebaut worden ist, weil wir den Krieg verloren haben, und Europa ist auch für mich — und ich glaube auch für viele von uns — nicht etwa nur ein Gedanke, der geboren ist aus dem negativen Impuls, aus der Abwehr gegen die gemeinsame Gefahr, sondern Europa ist etwas Positives, zu dem wir uns auch bekennen müßten, wenn Rußland nicht stünde.“

„Ich habe nun den Eindruck, daß der interessanteste Partner der ist, der nicht da ist“, sagte Prof. Eugen Kogon. Da Prof. Carlo Schmid aber abgesagt habe, wolle er versuchen, ein wenig die Argumente der Opposition vorzubringen. Er sei dazu in der Lage, da er seit Jahren bereits sich mit den Problemen befaßt und sie nach allen Seiten hin durchdacht habe. Zu dem Abschluß der jetzt so heftig diskutierten Verträge über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft und zum Generalvertrag sagte er dann folgendes:

Die Verhandlungsbasis für die vierte Macht

„Sie haben das Problem der Einigung Europas in diesem Augenblick auf die Frage seines militärischen Schutzes reduziert, und dieser militärische Schutz ist justament jener Beitrag, der den lebensgefährlichen Automatismus in der Welt beschleunigt. Sie werden damit die sowjet-russischen Politiker veranlassen, eine Einigung Deutsch-

lands nicht mehr zuzulassen, obgleich die Russen bereit sind, in der gegenwärtigen Situation auf einen Kompromiß hin zu verhandeln. Indem Sie diesen Vertrag unterzeichnen, machen Sie die Tür für die gesamtdeutsche Einigung und für eine künftige gesamtdeutsche Regierung zu.“

„Wir (Regierung und Opposition) sind im folgenden — wie mir scheint — eins: wir wollen die Einigung eines Europa, das im westlichen Sinne demokratisch, also frei sein soll. Dies wollen wir alle. Zweitens wollen wir darin die deutsche Einigung. Und nun gehen die Meinungen auseinander. Viele sehen die Alternative und sagen: Indem wir einen Teil Europas besonders unter militärischen Aspekten einigen, verhindern wir die Einigung Deutschlands.“

Die Russen seien bereit, einen Preis für das Ziel ihrer Politik, die Verhinderung der Einheit Deutschlands zu zahlen.

Und um den Verteidigungsbeitrag zu verhindern, der natürlich nicht in der Linie der Realisierung des russischen Konzeptes liegt und der den Wünschen weiter Teile des deutschen Volkes entspricht, um diesen militärischen Beitrag zu verhindern, sagen die Russen, wir sind bereit, einen Kaufpreis zu zahlen, wenn die westliche Welt und das deutsche Volk auf diesen konkreten Beitrag verzichtet. Daß sie dabei versuchen, ein Maximum von eigenen Vorteilen zu realisieren, ist selbstverständlich.“

Die Opposition wolle nun die Bereitschaft der Russen zu Verhandlungen ausnutzen. Diese Verhandlungen könnten zu einem Kompromiß führen, in dem wir die Freiheit der Menschen in der sowjetischen Besatzungszone mit dem Verzicht auf einen militärischen Beitrag für den Westen bezahlen würden.

Drei Kernfragen des Generalvertrages

Die Befugnis einer jeden Nation, ihre staatliche Gestalt selbst zu bestimmen, ist ein schon seit Wilson in allen internationalen Konferenzen und Organisationen anerkanntes natürliches Recht. Die Verwirklichung dieses Rechtes war für das deutsche Gesamtvolk seit dem Zusammenbruch nicht möglich, weil die Alliierten die oberste Staatsgewalt in Deutschland an sich genommen und auch im Besatzungsstatut ausdrücklich sich vorbehalten hatten. Diese Lage wird durch den Generalvertrag befestigt, da die drei Mächte sich „diese bisher von ihnen ausgeübten oder innegehabten Rechte“ in bezug auf Deutschland als Ganzes einschließlich der Wiedervereinigung Deutschlands ausdrücklich vorbehalten (Art. 2). In diesem Vertrag wird also eine Lage, welche bisher durch die Macht der Tatsachen geschaffen war, erstmalig von einer deutschen Regierung durch feierliche Unterschrift als rechtmäßig anerkannt. Es wird insoweit verzichtet auf das ursprüngliche und natürliche Recht einer Nation, allein ihre innerstaatliche politische Ordnung zu bestimmen, und ein angebliches Recht der Alliierten anerkannt, ihrerseits in Deutschland darüber zu entscheiden. Ein Vertrag, der der Wiederherstellung deutscher Souveränität dienen soll, enthält also einen Verzicht auf den entscheidenden Ausdruck einer wirklichen Souveränität.

Ferner: Ein wiedervereinigtes Deutschland würde das Erlöschen des westdeutschen Teilstaates zur Folge haben. Eine automatische Rechtsnachfolge der Vereinbarungen für den gesamtdeutschen Staat kennt das internationale Recht nicht. Die Bundesrepublik ihrerseits darf kein Abkommen schließen, welches die vertraglichen Rechte der drei Alliierten beeinträchtigen würde, d. h. also erst recht nicht ihren Staatscharakter aufgeben, ohne daß die drei Mächte ihre gemeinsame Zustimmung erteilen (Art. 7 Abs. 3). Es dürfte also nicht einmal ausreichen, wenn die USA und Großbritannien einem Beschluß der gesamtdeutschen Nation, deren Organe durch eine Wahl zu schaffen wären, auf eine Wiedervereinigung zustimmen würden. Die Wiedervereinigung ist damit praktisch von der Zustimmung der französischen Republik abhängig gemacht. Bislang hatte die französische Republik, abgesehen von der rein tatsächlichen Machtlage infolge des Zusammenbruchs, kein Recht, über die Staatsbildung innerhalb Deutschlands zu bestimmen. Erst in diesem Vertrag gibt die deutsche Regierung der französischen Republik ein klares vertragliches Recht, durch ihr Veto jede deutsche Wiedervereinigung zu verhindern. Sollte den deutschen Autoren des Vertrages unbekannt sein, daß immer wieder in Frankreich amtliche Äußerungen und solche der Öffentlichkeit besagen, daß die Schaffung einer bewaffneten Macht in Westdeutschland das kleinere Übel gegenüber der Herstellung eines wiedervereinigten Deutschlands sei? Jeden Zweifel über diese Haltung der französischen Republik werden die Verhandlungen in dem französischen Parlament über die Genehmigung des Vertrages beseitigen. Das wird im November d. J. nach amtlichen Äußerungen aus Frankreich der Fall sein. Der Vertrag legt also das erste Mal rechtlich einwandfrei das Schicksal der Bemühungen um die Wiedervereinigung Deutschlands in die Hand von Frankreich. Wer mit dem vorgenannten Veto der französischen Republik rechnet, muß sich also darüber klar sein, daß dieser Vertrag für die Dauer seiner Geltung die Wiedervereinigung Deutschlands ausschließt.

Der Vertrag bezeichnet schließlich als wesentliches Ziel der gemeinsamen Politik einen frei vereinbarten Friedensvertrag für ganz Deutschland mit seinen ehemaligen Gegnern. Bis zum Abschluß dieses Vertrages verpflichtet sich die Bundesregierung, mit den drei Mächten auf friedlichem Wege zusammenzuwirken, um ein wiedervereinigtes Deutschland zu schaffen, welches eine freiheitlich demokratische Verfassung besitzt und „in die europäische Gemeinschaft integriert“ ist. Von dem schauder-

Wir würden uns in allen Punkten — im Falle, daß wir wiedervereinigt würden — dem Westen verpflichten. Wir gehören zum Westen mit Ausnahme jener Punkte, die der Inhalt des gemeinsamen Kompromisses aller wären, und die den Automatismus der russischen Herrschaft in diesem Teile der Welt aufheben oder unterbrechen würden. Wenn es möglich wäre, ist es großartig. Also — würde die Opposition sagen — einigen wir uns auf die Formel: Versucht es.“

Deshalb lehne die Opposition die Unterzeichnung und Ratifizierung der Verträge ab. Die Regierungsparteien stimmten dem zu, seien aber der Ansicht, man dürfe deshalb die Einigungsbestrebungen im Westen nicht vernachlässigen. Die Einheit des Westens dürfe nicht perfektionistisch angesehen werden. Resteuropa werde noch immer groß genug sein.

Eine Friedenspolitik

„Solange dieser Übergang auch dauern — und er wird meiner Meinung nach mindestens eine Generation dauern — so steckt doch eine gewisse Aussicht darin. Mit unserer — nicht primären, aber auch vorhandenen — militärischen Stärke, mit unserer politischen und ökonomischen Stärke im gesamten westlichen Bereich müssen wir doch die Russen zu dem bringen, was uns den Frieden bedeuten kann. Und wir sind alle für den Frieden.“

In weiteren kurzen Diskussionsbeiträgen der Teilnehmer des Gesprächs wurden noch einige nicht so wesentliche Punkte erörtert und das Wichtige hervorgehoben und wiederholt. Diskussionsleiter Prof. Hallstein schloß sich dem reichlichen Beifall mit seinem Dank an die Gesprächsteilnehmer an.

haften Deutsch und davon, daß die gedankliche Substanz einer europäischen Integration angesichts der französischen Haltung immer problematischer wird, sei hier nicht weiter gesprochen. Aber feststehen dürfte, daß Rußland niemals dem zustimmen wird, daß über die Bundesrepublik hinaus auch Mittel- und Ostdeutschland in den beabsichtigten westeuropäischen Militärblock eingefügt werden. Der Vertrag ist also insoweit auf ein unmögliches Ziel gerichtet. Es ist schwer, anzunehmen, daß dieses den Autoren des Vertrages nicht bekannt ist. Welchen Sinn hat ein Vertrag, der ersichtlich auf ein unmögliches Ziel gerichtet ist? Ein weites Feld!

Diese nüchternen Feststellungen auf Grund des Vertragstextes können durch keine allgemeinen Wendungen über die Idee einer europäischen Einheit oder dergleichen beseitigt werden. Werden die berufenen Vertreter von Westdeutschland ihre Stellungnahme zu dem Vertrag von der nüchternen Einsicht in seinen konkreten Inhalt oder von ungreifbaren ideologischen Allgemeinheiten bestimmen lassen? Die Frage, ob dem Vertrag zugestimmt werden soll, ist längst über eine Angelegenheit der Parteipolitik hinausgewachsen. Sie ist eine Frage des Gewissens und der Verantwortung eines jeden gegenüber dem Schicksal des deutschen Gesamtvolkes.

Univ.-Prof. Dr. Drost, Frankfurt a. M.

Politik als Sensation

„Bundeskanzler Adenauer wird auf dem Universitätsfest zu der Frankfurter Studentenschaft sprechen“ — bei allen Kommilitonen, gleichviel, ob sie sich zu den politischen Freunden oder zu den Gegnern des Kanzlers zählen, löste diese Ankündigung Begeisterung aus. Man notierte als dicken Pluspunkt für die Organisatoren des Festes, daß es ihnen gelungen war, den Mann, der die Politik der Bundesrepublik leitet, als Glanznummer des Programms zu gewinnen.

Aber da war etwas, das den Spaß verdarb. Die Veranstaltung sollte in der Aula stattfinden, und nur 400 Plätze konnten unter den 5000 Studenten verteilt werden. Eine Einladungskarte auf 12 Studenten also. Dem AstA wurden die Türen eingerannt. Er wählte die einfachste und gerechteste Verteilungsmethode: die Karten wurden verlost. Trotzdem gab es viele, die empört fragten: „Warum heißt es dann: ‚Adenauer spricht zu den Studenten?‘ Der Hauptteil von uns darf in den Nebenräumen herumsitzen!“ Denn nicht weniger als 250 Plätze waren in der Aula für die Dozenten und die Ehrengäste reserviert. Hätte man nicht auch einen Teil von ihnen in die anderen Auditorien einladen können, in die die Rede übertragen wurde? Ungeheuerliche Zumutung! Aber dann wären sie wirklich Ehrengäste der Studenten gewesen, und sie hätten als eine Art Ehrenpräsidium zeigen können, daß bei ihnen das politische Interesse höher steht als die Sensation.

Wir wollen nicht darüber streiten, ob es möglich gewesen wäre, die Veranstaltung in einen größeren Raum außerhalb der Universität zu verlegen. Wichtige Gründe sprachen dagegen, nicht zuletzt der, daß der Bundeskanzler selbst Wert darauf legte, hier im Universitätsgebäude zu sprechen. Bei anderen politischen Veranstaltungen in der Universität ist meistens reichlich Platz! — das möchten wir den unzufriedenen Kommilitonen bei dieser Gelegenheit doch einmal bekanntgeben. Ernsthaft gefragt: War es politisches Interesse, das die Nachfrage nach den Einlaßkarten so stürmisch machte? Oder war es bei vielen nur die Lust am Dabeigewesensein, eben die „Glanznummer“, die sie nicht verpassen wollten?

Vor einigen Monaten waren mehrere Abende dem ersten Problem „Friede mit Israel“ gewidmet. Das Studentenpar-

lament hatte vorher feierlich erklärt, daß die Studenten dies Problem als ihre eigene moralische und politische Verpflichtung auffaßten. Aber der Besuch der Abende selbst war kläglich. — Sind wir also auch in der Politik schon so weit, daß man einen „Star“ bemühen muß, um aktives Interesse beim Publikum — lies: Studentenschaft — zu erwecken? Vom Studenten wird erwartet, daß er nicht nur privat politisch denkt, sondern sich auch für politische Ziele einsetzt. Sollen wir uns den Vorwurf machen lassen, daß wir diese Aktivität auf den gelegentlichen Besuch von sensationellen Veranstaltungen beschränken, und im übrigen uns nicht um die Politik kümmern? Die Politik bestimmt über unsere Zukunft, und sie wird sich gegen uns wenden, wenn wir uns nicht ihr zuwenden.

Walter Bödigher

Schießbude „Company House“

So hieß der Einakter von Sigmund Stolz, den die Studio- bühne anlässlich des Universitätsfestes vor den Ruinen der Burg Rheinfels in St. Goar aufführte. Das Publikum, angeregt durch die bereits reichlich genossenen Mengen Wein, unterstützte die Darsteller tatkräftig durch kritische Bemerkungen und Zurufe, die aber weder die Schauspieler noch Souffleuse aus dem Konzept zu bringen vermochten. Daß der Inhalt des Stückes aus akustischen Gründen weitgehend unverständlich blieb, störte niemand, außer den Rezensenten, der sich deshalb außerstande sieht, eine eingehende Besprechung über die Aufführung zu bringen. Zu hoffen bleibt lediglich, daß Se. Magnifizenz, Prof. Dr. Horkheimer, und der Herr Finanzminister Dr. Troeger, die der Vorstellung beiwohnten, einen besseren „Empfang“ und damit einen größeren Genuß von der Veranstaltung hatten.

b—t

Das Vorbild Leonardo

Mit einem akademischen Festakt begann das offizielle Programm am Freitag. Der erste Satz von Mozarts C-dur-Quartett, gespielt vom Aßmann-Quartett, leitete die Feier ein, und das Finalrondo machte den Beschluß. Seine Magnifizenz, der Rektor der Universität, Professor Dr. Max Horkheimer, äußerte sich in seiner Ansprache über den Sinn der Feste in unserer Zeit und über die Idee des Studiums, die unsere Alma mater leitet. Der Gedanke, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Disziplinen durchbrochen werden sollten, setze sich an unserer Universität durch. Aber wenn diese Grenzen aufgehoben werden, so komme es darauf an, das zu bewahren, was sie heute trennen. Wesentlich sei aber die Aufgabe, auch die Grenzen, die zwischen Forschung und Lehre, zwischen Professor und Student, und auch die, die zwischen dem Dozenten und dem Bürger entstanden sind, niederzulegen.

Feste seien eine solche Gelegenheit, bei der die Grenzen fallen. Der feiernde Mensch werfe vieles Hindernde seiner eigenen Kultur ab und versetze sich gleichsam in eine frühe Zeit zurück. Feste seien also ein wichtiges Ventil für den Überdruck unserer Gesellschaft. Aber jene Rückverwandlung sei nicht absolut. Es zeige sich, daß der Mensch, der feiert, in seinem Kern veredelt sei, und darin beweise er, daß er wirklich „kultiviert“ wurde. Ausgelassen könnten wir sein, ohne darum wieder zum Wilden zu werden. Manches, was uns schon beinahe als ein Wesensbestandteil des Menschen erscheine, falle auf diesen Festen ab. Es sei nur die Maske unserer Gesellschaft, und das Fest befreie uns von ihr.

Eine zweite Beziehung zeigte Professor Harald Keller in seinem Festvortrag „Leonardo da Vincis Stellung zwischen Wissenschaft und Kunst“. Goethe und Leonardo seien die umfassendsten Geister der Neuzeit. Sie hätten sogar in nahezu den gleichen Forschungsgebieten gearbeitet. Beide seien sie die größten Künstler ihres Jahrhunderts. Leonardos Absicht sei gewesen, eine Demonstration des gesamten menschlichen Wissens in enzyklopädischer Form zu geben. Oft könne man bei ihm nicht unterscheiden, was als Kunstwerk, was als wissenschaftliche Demonstration gedacht sei. Bezeichnend sei sein Interesse für die Wissenschaft und die Neigung zu einer rationalen Überwachung des Kunstwerks. Zuweilen aber habe der Denker den Künstler in Fesseln gelegt. Darin liege ein Gegensatz zu Goethe. Deshalb sei er kein so glücklicher Mensch wie Goethe gewesen. Leonardo könne mit Bismarck sprechen: „Warum soll ich harmonisch sein?“ Aber auch er sei wie Goethe ein Augenmensch gewesen. Bei ihm vollziehe sich die Wendung zur Naturbetrachtung. In einem weiteren Abschnitt des Vortrages gab Professor Keller an Hand von Lichtbildern Beispiele aus dem Schaffen Leonardos.

H. W. N.



Kopf an Kopf drängten sich die sommerfrohen St.-Goar-Fahrer, nachdem sie dem Sonderzug glücklich entronnen waren. Jubelnd begrüßten sie die Rede des Bürgermeisters von St. Goar.



Den Pokal, aus dem schon Kaiser, Könige und auch Studenten getrunken haben, leerte ASa-Chef Gruppe, von Prof. Erler und Fräulein Jokiel tatkräftig unterstützt. Links BM Baltus.

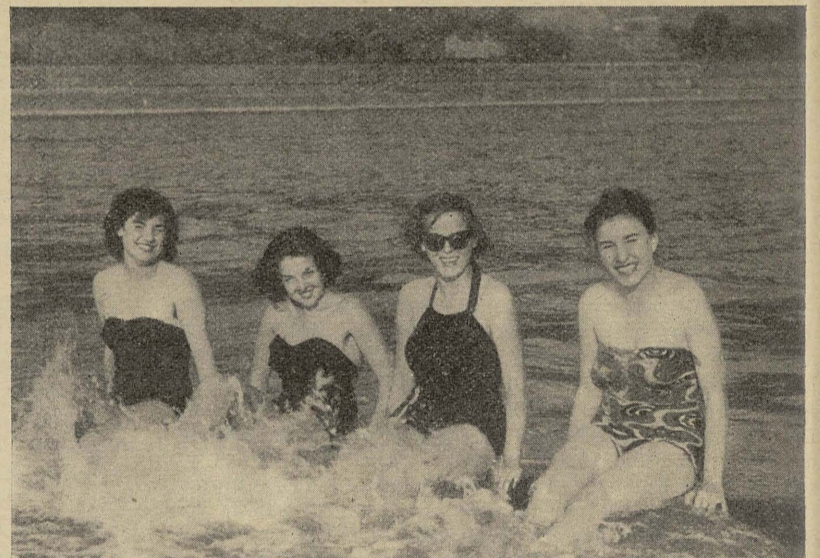


Lauschige Plätze gab es überall auf Burg Rheinfels — nicht nur zum Weintrinken. Wer zählt die Flaschen, die dort oben geleert wurden?

Darum war es am Rhein so schön



Zu wenig Damen hier, klagten die Männer und — kauften sich Stroh Hüte. Die Stimmung war — wie das Wetter — prächtig.



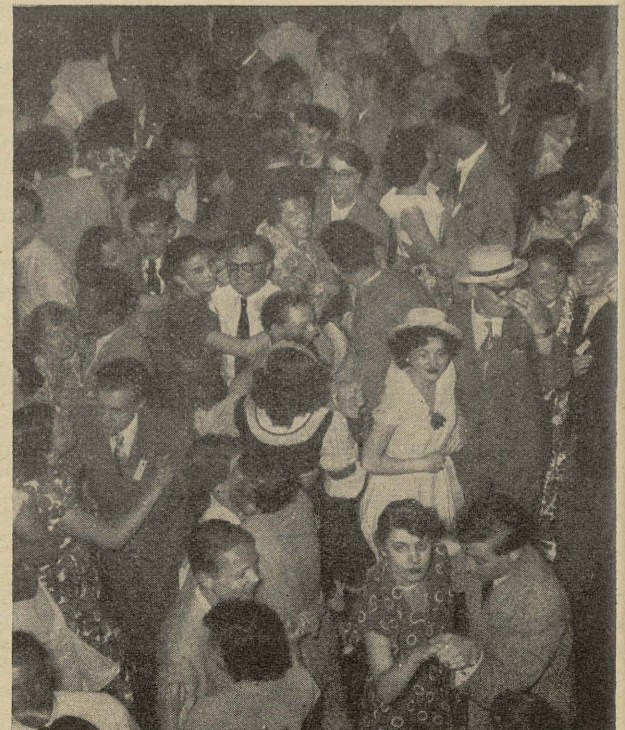
Diese Rhein-Nixen, die vom Main gekommen waren, fühlten sich naturgemäß im Wasser am wohlsten. Jedenfalls solange die Sonne vom Himmel heruntersengte.



Indiskrete Kamera? — Diesmal nicht: es sind Akteure der Studiobühne, die in dem nächtlichen Burggemäuer ein Stückchen darbot. Die Zuschauer mischten kräftig mit.



Prominenz unterm Lampion: Hessens Finanzminister Troeger, Univ.-Kurator Dr. Rau und Frau Horkheimer.



Getanzt wurde unermüdlich, die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen heraufzog. (Foto: S. W. Birkner)